

IN GUTEN WIE IN SCHLECHTEN TAGEN?

Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung.
Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion*

Hartmut Esser

Zusammenfassung: Das Modell der Frame-Selektion wird als ein Ansatz zur Integration des „normativen“ und des „rationalen“ Handelns auf die Erklärung von Ehescheidungen angewandt, operationalisiert und mit den Daten der Mannheimer Scheidungsstudie empirisch überprüft. Es zeigt sich nicht nur die deutliche Wirkung des „Framings“ von Ehen zu Beginn auf die Ehestabilität, auch nach Kontrolle von Drittvariablen, sondern auch eine durch das Modell vorhergesagte, nicht-triviale und daher als besonders „harter“ Test geltende Interaktion des Framings der Ehe mit der Zugehörigkeit zu bestimmten Heiratskohorten. Der Beitrag diskutiert dabei auch die Möglichkeiten und Vorzüge einer „allgemeinen“ Theorie des Handelns für die Sozialwissenschaften allgemein.

Das wohl einflussreichste theoretische Konzept zur Erklärung von Heirat und Scheidung ist nach wie vor der familienökonomische Ansatz nach Gary S. Becker (vgl. dazu auch noch gleich unten in Abschnitt I mehr). Viele der „Variablen“ und „Faktoren“, die empirisch das Scheidungsrisiko beeinflussen, wie das Heiratsalter, das nicht-eheliche Zusammenleben vor der Ehe, Stadt-Land-Unterschiede, die Erwerbstätigkeit von Mann und Frau, die Bildungs- und Religionshomogamie, die eheliche Arbeitsteilung und – nicht zuletzt – das Vorhandensein von Kindern und gemeinsamem Eigentum (vgl. dazu die Übersichten etwa bei Kitson und Raschke 1981; Kitson et al. 1985; South und Spitze 1986; Raschke 1987; Price und McKenry 1988; White 1990; Heaton 1991; Wagner 1991; Brines und Joiner 1999; Hartmann und Beck 2000; Brüderl und Kalter 2001; South 2001), erhalten dadurch eine übergreifende, präzise und sparsame theoretische Interpretation. Gleichwohl ist der Becker-Ansatz, wie die Rational-

* Der Verfasser dankt Paul B. Hill, Frank Kalter, Johannes Kopp, den Herausgebern dieser Zeitschrift, sowie einem anonymen Gutachter für wichtige und interessante Hinweise, Götz Rohwer und Ulrich Pötter für ihre bereitwillige und hilfreiche Beratung in einem Detail der Ereignisdatenanalyse, sowie meinen ehemaligen Mitarbeitern Christian Babka von Gostomski und Josef Hartmann für ihr großes Engagement bei der Erstellung des Datensatzes der Mannheimer Scheidungsstudie, die diesem Artikel zu Grunde liegt. Ganz besonders ist Josef Brüderl zu danken, der für ein, offenbar bisher so nicht geläufiges, methodisches Problem eine Lösung gewiesen und sich dabei weit über das übliche Maß an Kollegialität hinaus engagiert hat (vgl. dazu auch die Fußnote 9 in *Abschnitt VIII*). Das Projekt selbst wurde von der DFG finanziert und zwischen 1992 und 1996 am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES) durchgeführt. Auch diesen Einrichtungen und den dort für die Unterstützung Verantwortlichen sei gedankt.

Choice-Theorie allgemein, in der (Familien-)Soziologie immer sehr umstritten geblieben. Das hat vor allem mit der eindeutigen Festlegung auf die nutzentheoretische Erklärung des familialen Geschehens und darüber dann damit zu tun, dass die Soziologie sich stets als ein Gegenprogramm zur Ökonomie verstanden und immer wieder darauf hingewiesen hat, dass es sich bei der Nutzentheorie nur um einen höchst unvollständigen Spezialfall einer „General Theory of Action“ handele, der notwendigerweise und im Prinzip unheilbar die soziologisch entscheidende Zutat fehle: die besondere „Definition“ der Situation über eine normative oder kulturelle Orientierung. Gerade in Familien aber spiele die „kalkulierende“ Rationalität nicht nur keine Rolle, sondern verletze geradezu die zentrale Codierung dieses gesellschaftlichen Teilbereichs – den Altruismus der gegenseitigen Liebe etwa. Und viel überlegt und „entschieden“ werde dabei ohnehin nicht (vgl. dazu etwa Burkart 1994). Das Manifest dieser Ansicht von der vorgängigen (normativen bzw. kulturellen) Orientierung eines jeden Handelns war bekanntlich das Konzept des unit act von Talcott Parsons: Erst diese Orientierung lege fest, was die Ziele und die Mittel, was der soziale Sinn und welches die jeweilige „Logik der Angemessenheit“ wären. Man müsse damit aber auch von höchst unterschiedlichen „Typen“ des Handelns ausgehen – beispielsweise den vier Handlungstypen nach Max Weber oder dem des normativen im Unterschied zu dem des rationalen Handelns (vgl. u.a. Elster 1989: 97ff.). Jeder dieser Typen des Handelns habe seinen eigenen Geltungsbereich und seine unüberwindbaren Grenzen und er sei daher nur für ganz bestimmte soziale oder historische Situationen oder gesellschaftliche Konstellationen reserviert, in denen es jeweils auch eine ganz eigene „Logik“ der Selektion gebe, die auf andere Bereiche grundsätzlich nicht beziehbar sei.

Das ist für die an *Erklärungen* interessierte (Familien-)Soziologie immer schon eine sehr unbefriedigende Auskunft gewesen, weil im Konzept der soziologischen Erklärung ja gerade die Handlungstheorie den benötigten „allgemeinen“ nomologischen Kern bildet. Nach Becker (und anderen) konnte das, allein schon aus Mangel an wenigstens formal befriedigenden Alternativen, nur die Nutzentheorie sein, die die Soziologie als „allgemeine“ Theorie des Handelns jedenfalls für ungeeignet ansieht. Unterdessen sind die Lager freilich deutlich in Bewegung geraten. Inzwischen kann einerseits in der Tat kaum mehr bestritten werden, dass es empirisch durchaus verschiedene Typen, „Codes“ und „Logiken“ des Handelns *gibt*, und auch so etwas wie eine normative bzw. symbolisch-kulturell gesteuerte Definition der Situation (vgl. dazu das eindrucksvolle Beispiel über die Wirkung der persönlichen Ansprache für Hilfeleistungen auch bei extrem hohen Risiken und (Opportunitäts-)Kosten bei Varese und Yaish 2000). Das wird wenigstens in der empirisch orientierten Ökonomie inzwischen auch anerkannt, wenngleich meist einstweilen nur als ansonsten nicht weiter erklärbare „Anomalie“ (vgl. etwa Frey 1992: 21ff.; Bohnet 1997; Fehr und Gächter 2000). Und die traditionelle Soziologie hat andererseits, wenngleich nur widerwillig, zur Kenntnis nehmen müssen, dass ihr Verzicht auf das nutzentheoretische Instrumentarium dazu geführt hat, dass ihr die Ökonomie mehr und mehr die eigenen Fragestellungen und Gegenstände streitig macht, gerade weil offenbar die Nutzentheorie einen weitaus breiteren Anwendungsbereich hat, als das die Soziologie auch heute in weiten Teilen immer noch glaubt. Angesichts dieser Revierbedrohungen ist das unverdrossene und nahezu reflexhafte Beschwören der „Grenzen“ der Nutzentheorie durch die herkömmliche So-

ziologie durchaus verständlich, zumal es dazu, wie wir schon gesehen haben, durchaus auch einige gute sachliche Gründe gibt (siehe dazu auch noch unten mehr). Mit der eher widerstrebenden Anerkennung der Existenz von Anomalien und unterschiedlicher Typen des Handelns einerseits und mit der frohlockenden Feststellung von allerlei „Grenzen der rational-choice-Theorie“ andererseits ist man aber auch nicht viel weiter. Gerne hätte man z.B. gewusst, nach welchen *allgemeinen* Regeln oder gar „Gesetzen“ sich erklären lässt, wann und warum welcher *spezielle* „Typ“ des Handelns gerade gilt, sowie auch, wann genau zu erwarten ist, dass die Akteure mal den normativen oder affektuellen Vorgaben „unbedingt“ folgen und wann eben nicht, sondern damit anfangen, auch gewisse Konsequenzen ihres Tuns zu kalkulieren. Denn bloß festzustellen, dass das Handeln jeweils normativ, traditional, affektiv, wertbezogen oder (zweck-)rational war, ist ja nur eine Wiederholung dessen, was man gerade beobachtet. Und den wenigen Vorschlägen in der Soziologie, eine solche, die Gegensätze der Typen übergreifende „general theory of action“ zu bilden, etwa schon bei Parsons selbst (Parsons 1937: 77ff.) oder in neuerer Zeit bei Joas mit seinem „kreativen“ Handeln (Joas 1992), fehlt gerade das, was so dringend benötigt wird: die genaue Spezifizierung der Konstrukte und ihrer präzisen kausal-funktionalen Beziehung. Eine solche Erklärung auch schon der jeweils speziellen „Logik“ bei der Selektion des Handelns wäre aber gerade für die Erklärung des Wechsels in der „Definition“ der Situation von größter Wichtigkeit, wie das bei dem Weg in die Ehescheidung der Fall zu sein pflegt. Dort *findet* typischerweise ein Umschlag von einer Logik der affektuellen oder auch normativen Bindung an den Partner in eine andere Affektualität oder auch in die einer schließlich durchaus kühl „berechnenden“ Suche nach Alternativen und der Abwägung von Nutzen und Kosten statt, spätestens dann nämlich, wenn der Anwalt spricht und wenn es ums Geld geht. Und es käme genau darauf an: diesen typischen Umschlag in der „Definition“ der Situation und damit auch im „Typ“ und in der „Logik“ des Handelns *übergreifend* zu erklären.

Das Modell der Frame-Selektion (MFS; vgl. zu einer früheren Fassung Esser 1996, sowie neuerdings Esser 2001, Kapitel 7) ist ein Vorschlag zur Lösung des hier skizzierten allgemeinen theoretischen Problems: die Formulierung einer *übergreifenden* „Logik“ der Selektion, die die „Definition“ von Situationen und damit gerade auch das Auftreten und Wechseln der verschiedenen „Typen“ und „Logiken“ des Handelns erklären kann. Der Gegenstand des nun folgenden Beitrags ist die konkrete Anwendung und ein spezieller „Test“ der empirischen Gültigkeit des MFS am Beispiel der „Rahmung“ ehelicher Beziehungen und der Auswirkung dieser Rahmung auf das Risiko zur Ehescheidung. Wir beginnen mit einer kurzen Synopse der wichtigsten herkömmlichen Ansätze zur Erklärung von Ehescheidungen (Abschnitt I), skizzieren ein „integrierendes“ theoretisches Modell des Funktionierens und des Zerfalls ehelicher Beziehungen, in dem die „Definition“ der Situation eine entscheidende Bedeutung hat (Abschnitt II), stellen dann das MFS als Erklärungsmodell für Situationsdefinitionen in aller Kürze in seinen Grundaussagen dar (Abschnitt III), wenden es daran anschließend explizit auf die Erklärung der Strukturierung ehelicher Beziehungen (Abschnitt IV) und des Weges in die Scheidung (Abschnitt V) an, beschreiben dann die Datengrundlage und die Operationalisierung des Modells (Abschnitt VI), bevor die empirischen Ergebnisse zur Wirkung des Framings (Abschnitt VII) und zum „Test“ der Gültigkeit des MFS

als spezielles theoretisches Konzept (Abschnitt VIII) berichtet werden. Der Beitrag schließt mit einigen kurzen Bemerkungen zur Frage, ob das MFS tatsächlich ein Ansatz für eine „general theory of action“ ist oder nicht doch wieder nur eine Variante der Nutzentheorie, wenngleich in einem anderen Gewand (Abschnitt IX).

I. Theoretische Ansätze zur Erklärung der Ehescheidung

Zur Erklärung der Ehescheidung lassen sich vier grundlegende Ansätze unterscheiden (vgl. dazu auch die Übersicht bei Kopp 1994: 31–71; Hill und Kopp 1995: 210ff.). Erstens der oben schon erwähnte von Gary S. Becker begründete „ökonomische“ Ansatz, der als Hauptursache des Zerfalls von Ehen die chronische Unterproduktion von ehelichem Gewinn ansieht, insbesondere als Folge von unvollständigen Informationen und hohen Suchkosten, dadurch erzeugten Mismatches der Paare und der Unterinvestition in das so genannte ehespezifische Kapital, wie Kinder oder gemeinsames Eigentum (vgl. Becker 1981; Becker et al. 1977). Der so genannte tauschtheoretische Ansatz (vgl. etwa Lewis und Spanier 1979, sowie verschiedene Beiträge in Nye 1982) ist nur ein Spezialfall davon. Der zweite Ansatz betont, in der Tradition besonders von Peter M. Blau und damit auch unabhängig von der Annahme „nutzenmaximierender“ Kalkulationen bei den Akteuren, die sozialen Strukturen und erklärt die Unterschiede im Scheidungsrisiko durch Unterschiede allein schon in den Opportunitäten für attraktive Alternativen zur Ehe, wie z.B. das Leben als Single oder die Trennung und Wiederverheiratung, etwa weil die Abhängigkeit der Frauen durch ihre zunehmenden Erwerbschancen gesunken ist, oder weil, nicht zuletzt durch das Scheidungsgeschehen in der umgebenden Gesellschaft selbst, die Chancen auf eine Wiederverheiratung gestiegen und damit die Trennungskosten strukturell gesunken sind (vgl. dazu etwa Udry 1981; Diekmann und Klein 1993; South und Lloyd 1995). Für den dritten Ansatz liegt der Grund ehelicher Instabilität in der unzureichenden normativen und sozialen Einbettung der Akteure, und er erklärt beispielsweise den Zuwachs der Scheidungsraten über den Wertewandel und die zunehmende „Individualisierung“ der Gesellschaft (Nave-Herz et al. 1990; Beck-Gernsheim 1990). Und im vierten Ansatz ist die Scheidung der Schlusspunkt unter einen – mehr oder weniger schleichenden – Prozess, in dem der Aufbau einer gemeinsamen Vorstellungs- und Sinnwelt im Rahmen einer kontinuierlichen Interaktion nicht gelungen ist und bei dem die Konsensfiktionen, die jede funktionierende Ehe begleiten, zerbrochen sind, wenn es sie denn überhaupt einmal gab (vgl. Berger und Kellner 1965; Gottman 1993, 1994: 96ff.; Herzer 1998: 73ff.).

Die vier Ansätze widersprechen sich nicht. Die Anreize des Ehegewinns können z.B. nur in Bezug auf alternative Opportunitäten bewertet werden. Werte erhalten ihre Plausibilität nur innerhalb des Kontextes von insgesamt zufrieden stellenden Beziehungen und der Stabilität des weiteren Kontextes. Auch eine gemeinsame Sinnwelt kann zum Ehegewinn gezählt werden, und ihr Aufbau ist in der Regel das Nebenprodukt alltäglicher Interaktionen, für die es auch hinreichend befriedigende und kostengünstige Opportunitäten geben muss. Von daher ist es nicht überraschend, dass in den empirischen Studien alle vier Ansätze eine gewisse Plausibilität beanspruchen können, wenn man sich die üblichen Listen der Kovariaten ansieht. Die wichtigsten Einflüsse

auf das Scheidungsrisiko gruppieren sich sowohl auf Anreiz-Variablen, wie das Einkommen und die Berufskarriere des Mannes und das ehespezifische Kapital in Gestalt von Kindern und gemeinsamem Eigentum, auf strukturelle Opportunitäten, wie Stadt-Land-Unterschiede oder die Erwerbchancen der Frauen, auf Werte und Einstellungen, gemessen etwa über die Religiosität, und auf Variablen, die Bedingungen für den erleichterten Aufbau gemeinsamer Sinnwelten anzeigen, wie die Bildungs-, Einstellungs- oder Religionshomogamie. Alle diese Variablen scheinen auch eigenständige Einflüsse zu besitzen, wenngleich sie kaum einmal gemeinsam in einer Untersuchung zusammen geführt worden sind. Und die meist sehr deutlichen, davon unabhängig feststellbaren Effekte der Kohortenzugehörigkeit können wohl auch so gedeutet werden, dass sich hierin indirekte konkomitante Veränderungen in allen vier Variablentypen spiegeln.

Die vier Ansätze und Variablentypen erinnern ihrerseits wiederum deutlich an die „Four Sociological Traditions“ von Randall Collins (1994), den vier gängigen soziologischen Paradigmen also. Das Problem damit und mit der „Addition“ der vier Variablentypen in den Listen von Kovariaten der Studien zur Ehescheidung ist offensichtlich: Obwohl jeder der Ansätze ohne Zweifel etwas zu sagen hat und man auch etwas über die kausale Bedeutsamkeit der unterschiedlichen Faktoren lernt, bleiben das Zusammenspiel der verschiedenen Aspekte und damit der dem Geschehen unterliegende erklärende Mechanismus ungeklärt. Es ist das gleiche Problem wie das, was wir oben für die „Typen“ und „Logiken“ des Handelns beschrieben haben: Solange es keine übergreifende Erklärung dafür gibt, warum wann welcher Faktor bedeutsam wird, bleiben auch die noch so raffinierten multivariaten Analysen letztlich nur zusammenhangslose Beschreibungen, ebenso zusammenhangslos wie die damit wahlverwandten (vier) soziologischen Paradigmen selbst. Es käme also für ein volles Verständnis des Geschehens darauf an, *ein* erklärendes Modell zu entwickeln, in dem alle vier Ansätze und alle vier Variablentypen ihren systematischen Platz erhalten und wodurch dann auch evtl. „Interaktionen“ der Variablentypen abgeleitet und – theoretisch wie lebensweltlich – „verstanden“ werden können.

II. Das Mikromodell der Ehe

Der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen für ein allgemeines Modell des Funktionierens und des Zerfalls ehelicher Beziehungen ist zunächst die – triviale – Annahme, dass Ehescheidungen das (aggregierte) Ergebnis des Handelns von Akteuren sind: Wenn sich (mindestens) einer der Akteure „entscheidet“, die Ehe zu beenden, dann tritt das Ereignis ein, und die kollektiven Scheidungsraten sind nur einfache statistische Aggregationen dieser individuellen Entscheidungen. Diese Entscheidung gibt es dann, wenn der für beide Partner addierte Ehegewinn kleiner geworden ist als der addierte Gewinn aus der Scheidung. Das ist die Grundidee bei Becker. Die Sache ist aber, schon aus der Sicht dieses Ansatzes, etwas komplizierter. Ehen sind spezielle soziale Systeme, in denen gewisse, nicht marktgängige Güter erzeugt werden. Das geht, wie bei allen „Organisationen“, nur über den Einsatz von Ressourcen und eine funktionierende Kontrolle der Effizienz der „Produktion“ dieses Ehegewinns (vgl. dazu auch Ben-Porath 1980; Pollak 1985; Esser 1993). Die Grundlage der Effizienz ist u.a. eine ge-

wisse eheliche Arbeitsteilung und die möglichst frühzeitige und ununterbrochene Investition in das so genannte ehespezifische Kapital (Kinder, gemeinsames Eigentum und eine gemeinsame Biographie vor allem). Die betreffenden Entscheidungen, etwa die der Frau, ihren Beruf nicht weiter auszuüben, und die ehespezifischen Investitionen sind jedoch eine hoch riskante Angelegenheit: Wenn die Ehe zerbricht, steht derjenige mit den nur ehespezifischen Tätigkeiten und Investitionen mittellos da. Deshalb muss für die Sicherung einer dauerhaften Produktion von Ehegewinn dieses Risiko überwunden werden, wobei die besondere „Loyalität“ der Paare, ihre spezifischen Einstellungen zur Ehe als eine von ihnen nicht antastbare „Institution“ und die Verschränkung ihrer Perspektiven verhindert, dass sie sich in den diversen (Gefangenen-)Dilemmata blockieren und dass, wenn es denn Schwierigkeiten gibt, ein „exit“ allzu vorschnell erfolgt. Genau hier aber gibt es die „soziologische“ Lücke des Becker-Ansatzes: Für die Wirkung von „irrationalen“ Loyalitäten, besonderen normativen oder kulturellen Orientierungen oder gemeinsamen Sinnwelten und die nicht-kontraktuellen Teile des (impliziten) Ehevertrags gibt es dort keinen Platz.

Das hier skizzierte Mikro-Modell der Ehe enthält zwar alle vier Typen von Variablen der vier Ansätze zur Erklärung von Scheidungen: Anreize, Opportunitäten, Werte und gemeinsame Sinnwelten. Welches aber könnte der allgemeine handlungstheoretische Kern sein, in dem alle diese vier Variablentypen ihren Platz finden? Auf den ersten Blick scheinen sie – vor dem Hintergrund der üblichen Trennung von Typen des Handelns – unvereinbar zu sein und jeweils ganz verschiedenen Sphären oder Logiken zuzugehören: Die Anreize und die Opportunitäten werden im Rahmen (zweck-)rationaler Überlegungen und Entscheidungen der Akteure wirksam, die Loyalitäten, die Werte und die symbolischen Sinnwelten im Rahmen von Konzepten des normativen bzw. kulturell gesteuerten Handelns. Damit aber wird das geschilderte Integrationsproblem der „Faktoren“ und „Ansätze“ für die Ehescheidung und die Frage nach einem „kompletten“ Mikromodell der Ehe in das o.a. Problem überführbar, wie sich die verschiedenen Typen und Logiken des Handelns in ein übergreifendes Konzept als Spezialfälle einfügen lassen.

Die Suche nach einer solchen Integration ist mehr als eine theoretische Fingerübung. Das lässt sich an einer Reihe von „Anomalien“ und „Grenzen“ ablesen, die für die *beiden* Grundlogiken beobachtet werden können, wenn man sie auf das Scheidungsgeschehen anwendet. Dass es die Werte und die Sinnwelten alleine nicht sind, die die Scheidung erklären, wird schon an dem *empirisch* meist deutlichen Einfluss der Anreiz- und Opportunitätsvariablen erkennbar. Auch unabhängig von den normativen Bindungen, gemessen etwa an der Religiosität, oder der Existenz einer gemeinsamen Sinnwelt, gemessen etwa über die Beziehungs- und die Ehedauer, haben das Einkommen des Mannes, gemeinsame Kinder und gemeinsames Eigentum, das Leben im Dorf oder in der Stadt oder die Erwerbstätigkeit der Frau stets einen eigenen und merklichen Einfluss auf das Scheidungsrisiko. Die „Normen“ können außerdem leicht auch als „Kosten“ der Trennung interpretiert werden und die gemeinsame Sinnwelt als eine besondere Form des ehespezifischen Kapitals. Das alles spricht für die Brauchbarkeit des „ökonomischen“ und für die Begrenzungen des normativen Ansatzes. Sie sind seit der Kritik am „normativen Paradigma“ eigentlich bekannt. Und manche haben daraus geschlossen, dass es außer dem Becker-Ansatz der „rationalen“ Erklärung von Ehe und

Scheidung keiner weiteren Ergänzungen bedürfe. Andererseits gibt es aber auch deutliche *empirische* Hinweise auf Grenzen des ökonomischen Ansatzes. Die (bivariat) oft festgestellte höhere Instabilität von Ehen mit vorherigem Zusammenleben der Partner oder die so genannte Scheidungstransmission werden u.a. mit dem Hinweis auf damit gegebene Unterschiede in den „Einstellungen“ zu Ehe und Familie erklärt, die in den ökonomischen Erklärungen bekanntlich keinen systematischen Platz haben. Und die besondere „Loyalität“ der Partner in Form ihrer gegenseitigen Liebe bezieht sich auf Affekte, für die die ökonomische Theorie nur das etwas blasse Konzept der Konsumentenrente bereithält. Auch wird durchaus nicht immer „kalkuliert“. In der Mannheimer Scheidungsstudie (siehe dazu unten mehr in Abschnitt VI) wurde parallel zur quantitativen Untersuchung über vier Jahre ein „qualitatives Mini-Panel“ von 17 frisch getrauten Ehepaaren begleitet. Dort zeigten sich nur bei ganz wenigen Paaren überhaupt Anzeichen von „strategischen“ Interaktionen, auch nicht angesichts der anstehenden arbeitsteiligen Organisation der Ehe und der Investitionen in ehespezifisches Kapital. Der Grundzug war bei den meisten Ehen eine Art von blindem Vertrauen und die Fraglosigkeit ihrer Beziehung, eingebettet in ein weitläufiges Beziehungsnetz, in dem diese Fraglosigkeit ebenso fraglos war. Der wohl gravierendste, weil systematischste, Hinweis aber ist die vergleichsweise starke empirische Wirkung der kirchlichen Heirat auf das Scheidungsrisiko, statistisch auch *unabhängig* von der Konfession und der Religiosität, offenbar also alleine schon als symbolischer und ritueller Akt (vgl. dazu etwa Babka von Gostomski et al. 1999). Das ist mit einer einfachen Theorie des rationalen Handelns kaum erklärbar. Darin fügt sich ein weiteres Detail aus den Ergebnissen der Mannheimer Scheidungsstudie: Pflegefälle in der Familie, die man aus der Sicht der „rationalen“ Erklärung der Ehestabilität als Minderung des Ehegewinns zu deuten hätte, wirken sich – ganz entgegen der entsprechenden Erwartung – eher *stabilisierend* aus (vgl. Hartmann 1999: 248). Auch das spricht dafür, dass eheliche Beziehungen eher als eine Art von *generalisiertem* Tausch angesehen werden müssen, ein Vorgang, mit dem die einfache Theorie des rational-ökonomischen Tauschs immer ihre Probleme hatte.

Kurz: Keine der beiden etablierten handlungstheoretischen Perspektiven kann, wenigstens in Bezug auf die Erklärung der ehelichen Stabilität, die gesuchte und für eine integrierende Erklärung auch benötigte Allgemeinheit beanspruchen. Jede hat Bereiche, in denen sie ihre Erklärungskraft hat, und solche, in denen das nicht der Fall ist. Gesucht wird deshalb eine „Logik der Selektion“ dafür, wann sich die Akteure einmal „rational“ und nach Anreizen und Opportunitäten verhalten und wann sie gewissen Orientierungen und Normen folgen, also unabhängig von „Konsequenzen“, und sich nach Werten bzw. nach einer symbolischen „Definition“ der Situation richten. Das Modell der Frame-Selektion ist die Antwort darauf.

III. Das Modell der Frame-Selektion

Das Modell der Frame-Selektion (MFS) ist an anderen Stellen ausführlich dargestellt, sodass an dieser Stelle eine kurze Skizze der grundlegenden Aussagen genügen kann.¹

¹ Siehe zur ausführlichen Begründung der Annahmen des Konzeptes, zur Einordnung in die

Der Ausgang ist, wie im unit act von Parsons vorgesehen, die Annahme, dass im Prinzip *jede* Situation eine besondere „Definition“ erfährt, die alles weitere „rahmt“ und festlegt, dass dabei aber, wie im Übrigen auch bei Parsons, Anreize und Erwartungen über die Folgen – wenngleich: mehr oder weniger im Hintergrund – weiterhin systematisch bedeutsam sind. Die „Definition“ der Situation besteht dabei aus zwei simultan erfolgenden Selektionen: die Selektion eines gedanklichen *Modells* der Situation und die des *Modus* der Informationsverarbeitung dabei. Die gedanklichen Modelle sind die „Frames“, unter denen die Situation gesehen wird, der Modus der Grad der Aufmerksamkeit, der Informationsverarbeitung, der „Interpretation“ bzw. der „rationalen“ Reflexion von Folgen.

Frames sind die in einem Kollektiv verbreiteten und geteilten Muster gedanklicher kultureller Modelle und „kollektiver Repräsentationen“. Es sind vorgefertigte Orientierungen, „Codes“ und „Einstellungen“, in denen u.a. das Wissen um die jeweils geltenden sozialen Produktionsfunktionen und damit über die Oberziele festgelegt sind, um die es in der jeweiligen Situation geht. Für das soziale Handeln entsprechen sie damit dem Konzept der „sozialen Beziehung“ im Sinne von Max Weber, also als ein in „seinem Sinngehalt nach aufeinander *eingestelltes* und dadurch *orientiertes* Sichverhalten“ der Akteure unter bestimmten „Maximen“. Die Frames sind jeweils mit bestimmten typischen Objekten in einer Situation, Symbolen also, verbunden, bei deren Auftreten die gedanklichen Modelle „aktiviert“ werden. Mit der Aktivierung werden gleichzeitig alle dazu gehörigen, in der Vergangenheit gelernten Assoziationen gleich mit ausgelöst, wie etwa auch Emotionen, vor allem aber Handlungsbereitschaften, meist in Form von ebenfalls vorgefertigten Skripten für dieses Handeln (siehe dazu unten mehr). Der Modus der Informationsverarbeitung ist die „Heuristik“, die ein Akteur in der Situation benutzt, um sie gedanklich zu durchdringen. Heuristiken unterscheiden sich in der Intensität der Informationsverarbeitung, der Suche nach evtl. schon gespeicherten oder auch nach neuen Informationen, insbesondere aber auch in der Elaboriertheit der Abwägung von Folgen. Die verschiedenen Heuristiken lassen sich auf einem Kontinuum zweier gegenläufiger Größen ordnen: Je elaborierter die Informationsverarbeitung ist, umso „korrekter“ sind die „Entscheidungen“ der Akteure, umso teurer ist aber auch der Entscheidungsprozess.

Es wird davon ausgegangen, dass immer nur zwei alternative Frames zur Selektion anstehen (i oder j), wobei i das angesichts der Symbolik der Situation wahrscheinlichste gedankliche Modell ist und j dasjenige, das damit in direkter Substitutionskonkurrenz steht und ein *anderes* Oberziel beinhaltet. Weiter gehe es auch immer nur um zwei Modi, das automatisch-reflexhafte und das reflektiert-kalkulierende Prozessieren von Informationen (ap oder rc). Kompliziertere Annahmen könnten jederzeit eingeführt werden, sie ändern das Grundprinzip der Frame-Selektion nicht (siehe zur näheren Begründung der „binären Codierung“ der Frames auch Esser 2001: 264f.). Ferner wird angenommen, dass die Selektion von Modell und Modus gewissen situationalen Umständen und bestimmten Regeln folgt. Als Regel der Frame-Selektion wird *formal*

Diskussionen um eine allgemeine Handlungstheorie der Sozialwissenschaften insgesamt und zur Entgegnung auf mögliche kritische Einwände: Esser (2001, Kapitel 5 bis 7, auch Kapitel 12 dort). Zur Einordnung und Abgrenzung von anderen Konzepten und Verwendungsweisen des Framing-Begriffs siehe Stocké (2002).

diejenige der Wert-Erwartungstheorie angenommen, wenngleich sich die *inhaltliche* Interpretation der bei den verschiedenen Selektionen ablaufenden Vorgänge ändert (siehe dazu auch noch die abschließenden Anmerkungen in Abschnitt IX unten).

Für die *Modell*-Selektion wird nun angenommen, dass jeder Frame vom Akteur gedanklich mit bestimmten *Bewertungen* versehen ist, etwa das Modell einer „glücklichen Ehe“ im Vergleich zu irgendeinem anderen, damit in Substitutionskonkurrenz stehenden, etwa dem Modell „lockere Partnerschaft“ oder gar „Scheidung“. Diese Bewertungen haben die Größe $U(i)$ und $U(j)$. Ausgelöst wird der jeweilige Frame dann, wenn er als gedankliches Modell im Gedächtnis verankert und damit „zugänglich“ ist, wenn in der betreffenden Situation das zugehörige „signifikante“ Symbol auftritt *und* wenn es ansonsten keinerlei „Störungen“ der gewohnten Umstände gibt. Alle diese drei Größen zusammen bestimmen dann den Match m (mit $0 \leq m \leq 1$) vom extern vorhandenen und beobachteten Symbol und dem im Gedächtnis gespeicherten Modell. Der Match ist dabei ein vom Akteur nicht weiter kontrollierbarer Vorgang: Er „passiert“ bzw. wird „erlebt“, wenn die beschriebenen Bedingungen erfüllt sind. Wir wollen annehmen, dass sich der Match auf die Aktivierung des Modells i bezieht, und dass in dem Maße, wie groß m ist, der Match für das zu i alternative Modell j kleiner wird. Das ergibt für die Selektion von Modell i gegenüber j die folgenden EU-Gewichte:

$$\begin{aligned} EU(i) &= mU(i) \\ EU(j) &= (1 - m)U(j). \end{aligned}$$

Das „Gewicht“ für die Aktivierung des Frames i gegenüber dem Frame j ergibt sich folglich als Differenz von $EU(i)$ zu $EU(j)$: $mU(i) - (1 - m)U(j)$. Wir werden diese Größe des *Frame-Gewichts* noch als Anhaltspunkt für die Operationalisierung der Intensität des Framings unten weiter benutzen (vgl. Abschnitt VII). Für einen Wechsel der Definition der Situation von Modell i in das dazu alternative Modell j , für ein Re-Framing also, muss $EU(j) > EU(i)$ gelten, sodass es dann die folgende Übergangsbedingung gibt:

$$U(j)/U(i) > m/(1 - m).$$

Die Gleichung besagt vor allem, dass ein Wechsel bei einem „perfekten“ Match von i ($m = 1$) auch bei noch so hohen Anreizen ausgeschlossen ist, weil dann die Reflexions-Schwelle ($m/(1 - m)$) *unendlich* groß wird.

Ganz analog dazu erfolgt die Modellierung der *Modus*-Selektion. Für die Alternative des automatischen Prozessierens a_p ergibt sich als Gewicht einfacherweise der EU-Wert aus der jeweils aktuell gegebenen Aktivierung des betreffenden Frames, hier also $mU(i)$. Das EU-Gewicht für die Selektion einer reflektierenden Heuristik bestimmt sich aus drei Größen: die (mit dem aktuellen Match von j gewichtete) *Bewertung* der alternativen Definition der Situation, ihrerseits gewichtet mit der eingeschätzten *Wahrscheinlichkeit* p , die „richtige“ Definition der Situation auch tatsächlich herauszufinden (zusammen also: $p(1 - m)U(j)$), die (mit dem aktuellen Match von i gewichtete) *Bewertung* des „Status quo“ $(1 - p)mU(i)$ für den Fall, dass doch der Frame i objektiv „gilt“, und die *Kosten* C der Reflexion. Daraus ergibt sich für die EU-Gewichte von a_p und a_c :

$$\begin{aligned} EU(ap) &= mU(i) \\ EU(rc) &= p(1 - m)U(j) + (1 - p)mU(i) - C. \end{aligned}$$

Nun gilt als Übergangsbedingung für den Wechsel von der unbewusst habituell-automatischen Reaktion auf eine reflektierte Überlegung auch der eventuellen weiteren Folgen:

$$(1 - m)U(j) - mU(i) > C/p.$$

Der Ausdruck $(1 - m)U(j) - mU(i)$ ist das Reflexions-Motiv: Je höher es ist, umso größer ist die Tendenz, die Situation doch etwas sorgfältiger zu überprüfen und zu „interpretieren“. Der Ausdruck rechts kann als die Reflexions-Schwelle angesehen werden. Die Differenz zwischen Reflexions-Schwelle und Reflexions-Motiv $C/p - ((1 - m)U(j) - mU(i))$ kann dann, dem Ausdruck „Auferlegtheit“ von Alfred Schütz folgend, als die *Imposition* angesehen werden, mit der sich der einmal aktivierte Frame i – mehr oder weniger fraglos – aufdrängt. Wie man sieht, wird diese Imposition von allen fünf Variablen bestimmt, die in das Modell der Frame-Selektion eingehen. Vor allem aber wird der Parameter p wichtig: Wenn er, etwa weil keinerlei Zeit zum Überlegen bleibt, gleich null ist, dann kann es zu einer rational überlegten Reaktion *grundsätzlich* nicht kommen, weil dann, ganz analog wie zuvor, die Reflexions-Schwelle und damit die Imposition unendlich groß werden. Hohe Reflexionskosten hätten eine ähnliche Wirkung.

Das konkrete Handeln folgt der jeweiligen Aktivierung eines bestimmten Frames. Meist sind für das Handeln in typischen Situationen in den „Code“ des Frames wiederum typische Muster von kompletten Handlungssequenzen eingelagert, die „Programme“ bestimmter Skripte oder sozialer Drehbücher. Das normale Alltagshandeln ist vor diesem Hintergrund eine einfache Angelegenheit: Normalerweise „passt“ die erkennbare Situationssymbolik zu den latent erwarteten gedanklichen Modellen perfekt, sodass für Reflexionen keinerlei Anlass besteht. Darüber werden dann auch die dazu gehörigen Skripte automatisch und ohne jede weitere Verzögerung aufgerufen. Das ist der Fall des „traditionalen“ bzw. des „normativen“ Handelns: Über Konsequenzen wird nicht nachgedacht, und das Handeln folgt ausschließlich den (symbolischen) Vorgaben der Situation. Erst wenn Störungen auftreten und/oder wenn sich die Bewertungen zu Ungunsten des „üblichen“ Framings verändern, gibt es einen Anlass für eine „rationale“ Durchdringung der Situation und für eine „Berechnung“ eventueller Konsequenzen. Die aber findet erst dann statt, wenn sie überhaupt möglich ist (gemäß p) bzw. wenn die Reflexions-Kosten C nicht zu hoch sind. Sind alle diese Bedingungen jedoch gegeben, haben wir den Fall des „rationalen“ Handelns: Der Akteur befragt und „interpretiert“ die erkennbare Symbolik der Situation plötzlich auf ihre „wirkliche“ Bedeutung – „was geht hier vor?“ – und entwirft daraufhin eine eigene „strategische“ Handlungslinie, nicht zuletzt unter systematischem Einbezug der expliziten Gewichtung bestimmter zu erwartender Folgen seines Tuns – woran er vorher im Traume nicht gedacht haben mag.

IV. Das Framing der Ehe

Das Modell der Frame-Selektion geht davon aus, dass im Prinzip *jedes* soziale Handeln einer bestimmten orientierenden Rahmung unterliegt, also auch oder erst recht das ehebezogene Handeln.

Für die Ehe gehört zu dieser Orientierung das gedankliche Modell etwa einer heterosexuellen Beziehung, deren Oberziel, sagen wir, die gegenseitige Liebe, die Regulation der Intimität, die Versorgung mit Affekten und allerlei anderen Dingen ist, die auf Märkten oder anderswo kaum zu erlangen sind. Andere, daran anschließende Vorstellungen und eine Reihe sozialer Drehbücher hängen daran: der Wunsch, eine „richtige“ Familie zu bilden, der Verzicht auf die „egoistische“ Berechnung im Umgang miteinander, die sozialen Konventionen, die gegenseitige Zuneigung auszudrücken, selbst die Spielregeln der Sexualität, schließlich aber auch die Regelung des Haushaltes, die der Kindererziehung, des Umgangs mit Verwandten und Bekannten, sowie – nicht zuletzt – die des Streitens und der stets erwarteten Wiederversöhnung. Nur eines ist in diesem gedanklichen Modell ausgeschlossen: das Gehen eigener Wege und die Orientierung auf ein Leben ohne den Partner. Das wäre ein ganz anderes Modell der Beziehung. Es hätte einen anderen Code der Orientierung und ein anderes Programm des Handelns. Und in dem Maße wie der Code der Ehe gilt, ist für den anderen kein Platz – und umgekehrt. Im deutlichsten „Modell“-Fall ist das von den Partnern geteilte gedankliche Modell der Ehe dann auch die subjektive Repräsentation einer objektiven gesellschaftlichen Regel: Die Ehe als „Institution“, verankert womöglich als „Sakrament“ in einer religiösen Doktrin, öffentlich dokumentiert, etwa in der kirchlichen Heirat, und mit dem Schwur besiegelt, zusammenzustehen, in guten wie in schlechten Tagen, wie es heißt, und zwar: „bis dass der Tod Euch scheidet“.

Das Eingehen (und die gedankliche Auflösung) einer Ehe ist ein ganz besonderes „Entscheidungs“-Problem, auf das sich das (einfache) Modell der rationalen Wahl, wie es scheint, nicht ohne weiteres anwenden lässt: Die Beziehung ist ein „package deal“, und die Bildung (und Auflösung) einer „joint utility function“ in einem Haushalt setzt, wenigstens in Ansätzen, die Bildung oder Existenz (bzw. die Auflösung) einer gewissen „kollektiven Identität“ des Paares voraus (vgl. dazu Heimer und Stinchcombe 1980: 702ff. und 738ff.). Das Framing-Konzept löst dieses typisch „soziologische“ Problem (in einem im Prinzip wenigstens formal weiter entscheidungstheoretischen Rahmen), indem es an die Stelle der detaillierten rationalen Kalkulation von zukünftigen Folgen über im Prinzip unendliche Aspekte hinweg den, auch emotional erlebten, „Match“ mit gewissen, zuvor erworbenen kulturellen „Modellen“ setzt, diese Modell-Selektion aber auch durch Anreize und Opportunitäten gesteuert ansieht. Der Vorgang wird somit als „nutzenmotiviert und *zugleich* programmgesteuert“ (Herzer 1998: 232; Hervorhebung nicht im Original) konzipiert. Das oben beschriebene Framing einer Ehe ist dabei der eher traditionale Spezialfall, und es gibt ohne Zweifel ganz verschiedene andere derartige kulturelle „Modelle“ oder „Programme“ ehelicher Beziehungen, etwa auch das Becker-Modell der Ehe als „rationale“ Veranstaltung zur gemeinsamen Produktion von Ehegewinn ohne weiteren „institutionellen“ Rahmen, das Modell des Lebens in einer Zweckgemeinschaft, als „apart together“, als getrenntes oder geschiedenes Paar oder auch als Single ohne besondere Festlegungen (vgl. dazu auch die Diskus-

sion diverser Ehemodelle mit unterschiedlichen Graden an Institutionalisierung und „Rationalität“ bei Roussell 1980). Diese alternativen Rahmungen stehen allesamt in einer Art von Substitutionskonkurrenz zueinander, insbesondere aber zum „traditionalen“ Modell. Alle davon abweichenden kulturellen Modelle der Ehe bedeuten nämlich immer eine – mehr oder weniger deutliche – Lockerung der institutionell, kulturell oder gar religiös eingebauten „Unbedingtheit“ der Beziehung – als Teil ihrer eigenen Codierung. In manchen Fällen sind eine gewisse Offenheit und sogar die eheliche Untreue selbst im Modell vorgegeben, und zwar dann auch mit einer gewissen „Unbedingtheit“ (vgl. Burkart 1991: 490 zur normativen Aufladung der ehelichen Untreue im so genannten Alternativmilieu). Alle vom „traditionalen“ Modell abweichenden kulturellen Modelle der Ehe bedeuten daher eine, mehr oder weniger gravierende, Schwächung des Framings der Ehe als einer „institutionalisierten“ und sakralisierten Angelegenheit – und damit einen Schritt hinein in das Framing der Beziehung als möglicher „Scheidungskandidat“. Insofern behandeln wir dieses „traditionale“ Modell als den Referenzfall zur Erklärung der ehelichen Stabilität, und jede Abschwächung *dieses* Frames als eine Hinwendung zu einem dieser alternativen Modelle.

Vor diesem Hintergrund lässt sich das Framing der Ehe und ein eventuelles Reframing über das Modell der Frame-Selektion und seine fünf Parameter formal beschreiben. Wir wollen dabei zwei Extremfälle betrachten: die Rahmung der Beziehung als den Akteuren fraglos geltende Institution und als „gute Ehe“ einerseits (Modell mr) und die Rahmung der Beziehung als „gescheitert“ mit der schließlich gut vorstellbaren Folge der auch formellen Scheidung (Modell dv). Für beide Alternativen assoziieren die Akteure (meist unbewusst) gewisse Bewertungen: $U(mr)$ ist die Bewertung, die mit der Geltung des Modells „gute Ehe“ verbunden wird, $U(dv)$ die für das Modell „Scheidung“ und der damit assoziierten Folgen. In $U(mr)$ spiegelt sich der erlebte bzw. erwartete Ehegewinn, in $U(dv)$ die Auszahlung für den „worst case“ des Zerbrechens der Ehe. $U(mr)$ variiert mit dem erlebten ehelichen Glück und dem angesammelten ehespezifischen Kapital, $U(dv)$ entsprechend mit den Opportunitäten der Akteure außerhalb der ehelichen Beziehung, etwa mit der gesellschaftlichen Akzeptanz von Scheidungen, mit den Möglichkeiten auf dem Markt der Wiederheirat oder bei den Frauen mit ihren Chancen auf eine eigene Erwerbstätigkeit. Der Grad des Matches m für das Modell mr gibt dann die subjektive Überzeugung der Akteure wieder, dass das Modell „gute Ehe“ tatsächlich zutrifft und sie in ihrem Handeln auch davon weiter ausgehen können. „Perfekt“ ist dieser Match dann (und so lange), wie es gewisse Anzeichen dafür gibt, bzw. – fast wichtiger noch – bestimmte „signifikante“ Symbole *nicht* auftauchen, die mit der Geltung des Modells mr für unvereinbar angesehen werden, wie etwa überraschende Hinweise auf bisher verborgene Untugenden oder auch untrügliche Anzeichen der ehelichen Untreue. $U(mr)$, $U(dv)$ und m (bzw. entsprechend $1 - m$) bestimmen dann das Frame-Gewicht $mU(mr) - (1 - m)U(dv)$ und die Salienz des Ehe-Frames $((m/(1 - m)) - U(dv)/U(mr))$. Und wir haben oben schon gesehen: Wenn der Match perfekt ist, spielen die Anreize *keine* Rolle, weil dann $(m/(1 - m))$ gegen unendlich geht. *Weder* ein geringer Ehegewinn, *noch* attraktive Opportunitäten bringen in diesem Fall die Beziehung ins Wanken. Sie hält. In guten *wie* in schlechten Tagen.

Für ein Reframing ist also eine Verringerung des Matches m zwingend erforderlich. Der Match wird (deutlich und sprunghaft) kleiner, insbesondere bei Ereignissen, die

„signifikant“ darauf hindeuten, dass mit einer „unbedingten“ Geltung des Modells „gute Ehe“ nicht länger gerechnet werden kann. Folgt man der Logik des MFS, dann ist das alleine jedoch noch nicht ausreichend, damit es auch zu einer „Reflexion“ der Situation kommt. Nun wird die Imposition des Rahmens m_r in Höhe von $C/p - ((1 - m)U(dv) - m U(m_r))$ bedeutsam.² Der Parameter p bezeichnet dabei die eingeschätzte Wahrscheinlichkeit, durch weitere Aktivitäten herauszufinden, ob der jetzt fraglich gewordene Frame m_r „wirklich“ nicht mehr gilt bzw. ob der dazu alternative Rahmen d_v tatsächlich zutrifft. C bezeichnet die (Such-)Kosten dabei. Und wieder sieht man, dass es bei ausgeschlossenen Reflexionsmöglichkeiten (mit $p = 0$) zu einer weiteren (systematischen) Reflexion auch dann nicht kommt, wenn das Reflexions-Motiv $(1 - m)U(dv) - mU(m_r)$ sehr hoch ist. Anders gesagt: Wenn eine „Alternative“ weit und breit nicht zu sehen ist, dann wird über den Bestand der Ehe auch bei großen Problemen nicht weiter nachgedacht. Alois Hahn hat das für junge Ehen einmal treffend als „Konsensfiktion“ bezeichnet (Hahn 1983: 222ff.). Zu einer („rationalen“) Reflexion über den Fortbestand der Ehe kommt es also (nur) dann, wenn der Match m nicht (mehr) perfekt ist, wenn – unter dieser Bedingung! – der Ehegewinn absinkt bzw. es attraktive Alternativen gibt, wenn die Suchkosten nicht zu hoch und – insbesondere – wenn es Möglichkeiten gibt, die (nun: bessere) Alternative durch eigene Aktivitäten doch noch mit einiger Aussicht zu finden. Das Zusammenspiel der fünf Parameter ist, wie man sieht, dabei nicht einfach „additiv“, sondern hängt jeweils von ganz spezifischen Konstellationen und „interaktiven“ Zusammenhängen ab, wie sie im MFS beschrieben sind (vgl. dazu auch noch Abschnitt VIII unten).

V. Der Weg in die Scheidung

Nun lässt sich auch der „Weg“ in die Scheidung in der typisierten Form einer bestimmten Pfadabhängigkeit beschreiben. Es beginne mit der – mehr oder weniger festen – Rahmung der Beziehung als „gute Ehe“. Solange sich nichts ändert, insbesondere am „perfekten“ Match m , wird kein Reframing einsetzen, auch dann nicht, wenn sich die Anreize und Opportunitäten ändern. Die feste Rahmung der Ehe zu *Beginn* ist dann für die dauerhafte Stabilisierung ehelicher Beziehungen und für den weiteren „Weg“ des Paares von besonderer Bedeutung: Die Investition in ehespezifisches Kapital und damit die dauerhafte Sicherung der Erzeugung von Ehegewinn ist davon in besonderem Maße abhängig (siehe dazu auch schon Abschnitt II und III oben).

² Es wird hier davon ausgegangen, dass nicht sofort ein komplettes Reframing erfolgt, sondern ein eher schleichender Prozess der Irritation und des Beginns von Gedanken über das, was „wirklich“ der Fall ist oder sein könnte, bis hin zu einer immer systematischeren Suche nach Alternativen. Bei einem kompletten Reframing, etwa bei ganz und gar untrüglichen Anzeichen für die Geltung des jeweils anderen Frames, wird diese Phase des Wechsels in höhere Grade der Aufmerksamkeit und Informationsverarbeitung sozusagen übersprungen und gleich der andere Frame mit hoher Salienz und Imposition aktiviert. Solche abrupten „Konversionen“ lassen sich im MFS leicht unterbringen. Dann „passt“ der „neue“ Rahmen unmittelbar und plötzlich mit $(1 - m) = 1$ und dann also seinerseits mit (unendlich) hoher Salienz. Es ist der plötzliche Tod der Beziehung durch ein abruptes Reframing, ausgelöst durch eine sehr signifikante Überraschung.

Folgt man der ökonomischen Standardtheorie der Investition, dann wird in einer Ehe zu einem Zeitpunkt t_0 eine ehespezifische Investition s dann getätigt, wenn

$$\sum_{t_0}^{t_{\max}} \Delta_s(t) e^{-rt} dt > C_s(t_0),$$

wobei t_{\max} den Zeithorizont des Akteurs bezeichnet und Δ_s die Differenz des (Ehe-) Gewinns mit oder ohne die betreffende Investition zu allen Zeitpunkten t (vgl. Brüderl und Kalter 2001). Dabei beschreibt r die Diskontrate; und $C_s(t_0)$ sind die Investitionskosten zum Zeitpunkt t_0 . Bei einem perfekten Match zum Zeitpunkt t_0 wäre t_{\max} subjektiv nicht begrenzt groß. Und weil so vom dauerhaften Bestand der Ehe ausgegangen wird, muss dann auch *kein* Risiko der späteren Entwertung durch eine Trennung, außer durch den Tod, befürchtet werden. Außerdem ist bei einem starken Framing auch die wahrgenommene Entwertung der Zukunft, gemessen über r , kleiner, sodass die zukünftigen Auszahlungen mit dem Grad des Framings höher bewertet werden. Und die Folge: Wenn der Bestand der Ehe sicher erscheint und die Investition den Ehegewinn erhöht, dann lohnt sich die Investition auch dann, wenn „normalerweise“ darin ein mitunter hohes Risiko der späteren Entwertung liegt und wenn die Kosten vergleichsweise hoch sind.

Es ist daher anzunehmen, dass das Ausmaß der Investition in ehespezifisches Kapital insbesondere vom Frame-Gewicht bzw. der Salienz des Framings der Beziehung als „gute Ehe“ gleich zu Beginn und dabei dann vor allem vom Grad des Matches m abhängt. Auch andere „strategische“ Interaktionen über die Aufteilung gewisser Risiken werden in diesem Fall kaum stattfinden, wie die über die eheliche Arbeitsteilung oder die Aufteilung der Freizeit. Und mit der auf diese Weise stetig weiter verbesserten Ausstattung der Ehe mit ehespezifischem Kapital und einer effizienten internen Aufgabenteilung steigt der Ehegewinn $U(mr)$ im Laufe der Zeit weiter an und stabilisiert solche Ehen dann auch noch zusätzlich über den im Vergleich zunehmenden Ehegewinn.

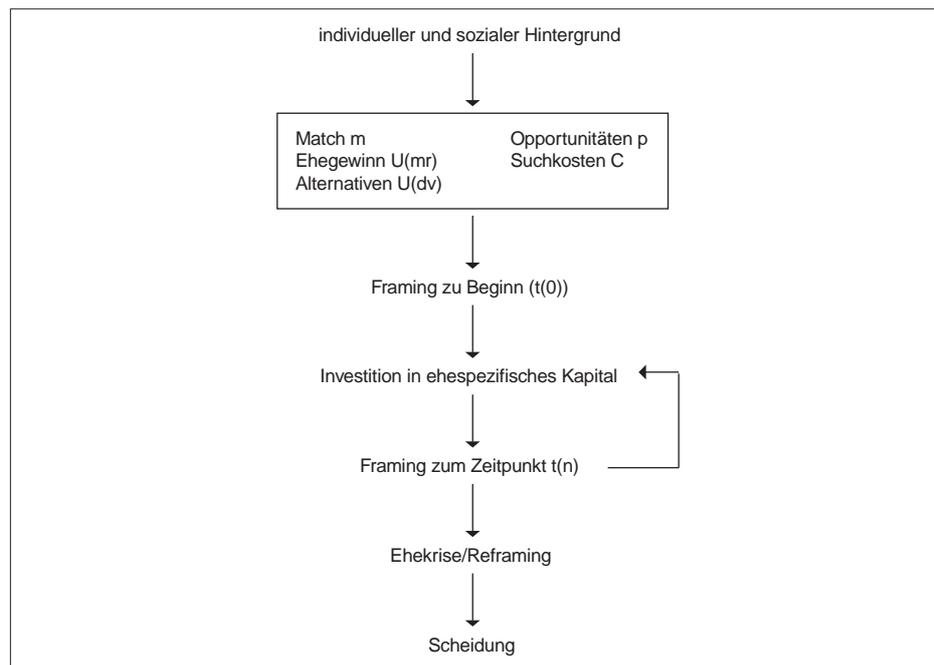
Das alles ist, folgt man dem MFS und der Theorie der Investition, typischerweise anders bei Ehen mit einem schon von Beginn an nicht perfekten Match des Modells „gute Ehe“. Hier hängt es, weil der Match nicht perfekt ist, von vielen weiteren Kontingenzen ab, insbesondere von dem bereits vorhandenen Ehegewinn, ob es zu einer Investition in ehespezifisches Kapital kommt oder nicht. Zu einem Reframing kann es daher in diesen, von Beginn an schon „anfälligen“ Beziehungen, deutlich eher kommen, nicht zuletzt weil es hier im Vergleich an den das Framing wiederum stabilisierenden und längerfristigen Wirkungen des ehespezifischen Kapitals fehlt.

Ein Reframing von zu Beginn stark gerahmten Beziehungen wird jedoch erst möglich, wenn sich – etwa durch das Auftreten bisher verborgener Eigenschaften und gewisser Überraschungen oder über exogene Prozesse, die die gebildeten Erwartungen verletzen (vgl. dazu etwa Weiss und Willis 1997) – der Match abschwächt und erste größere Zweifel auftreten, ob das Modell „gute Ehe“ wirklich (noch) zutrifft. Das geschieht insbesondere dann, wenn unerwartete „Zeichen“ auftreten, dass der Frame – beim Akteur selbst oder bei seinem Partner – eben nicht mehr „unbedingt“ gilt, Hinweise auf die eheliche Untreue etwa oder eine zunehmende Gleichgültigkeit oder Lieblosigkeit. *Nun* werden die Anreize bzw. der Ehegewinn und die möglichen Alternativen bedeutsam. Sind die Bedingungen für eine Reflexion nicht gegeben, insbesondere weil

p nahe null und/oder C sehr groß sind, geschieht aber auch jetzt nichts weiter (siehe dazu auch noch *Abschnitt VIII*): Die Ehe wird zwar als alles andere als perfekt erlebt, aber für systematische Änderungen in der „Definition“ dieser Situation ist kein Raum. Gibt es die Opportunitäten p jedoch und sind die Kosten C nicht zu hoch, dann beginnt die – nicht unbedingt „bewusste“ – Suche nach Hinweisen für eine alternative Definition der Situation, einschließlich auch der Suche nach einer „wirklichen“ Alternative. Unter dieser Bedingung kommt alles auf das Reflexions-Motiv an: Auch nicht-perfekt „matchende“ Ehen mit einem jedoch vergleichsweise hohen Ehegewinn behalten ihre Rahmung, und das selbst dann, wenn die Alternativen so schlecht und so unzugänglich nicht sind.

Das Ausmaß des Framings der Ehe (zu Beginn) ist seinerseits von einer Reihe individueller und sozialer Hintergrundbedingungen abhängig. Es sind alle die Umstände, die den Grad des Matches m für das gedankliche Modell „Ehe“ als Institution, die dann subjektiv eben nicht zur Disposition der Akteure steht, den zu erwartenden Ehegewinn eines Paares und die Bewertung der Alternativen beeinflussen, sowie die Verfügbarkeit von Opportunitäten für die Suche nach Alternativen und die dabei anfallenden Suchkosten, jeweils zu Beginn der Ehe (siehe dazu auch noch die Operationalisierung des MFS in *Abschnitt VI* gleich unten).

Abbildung 1: Das Framing der Ehe und der Pfad in die Scheidung



Die für den Weg in die Scheidung angenommenen Stadien und Zusammenhänge sind in *Abbildung 1* skizziert. Die Scheidung selbst wäre der letzte, eher nur noch „formale“ Schritt einer sich teilweise selbst verstärkenden Sequenz der allmählichen (gelegentlich auch abrupten) Abschwächung des Frame-Gewichts bzw. der Salienz des Frames m_r ,

der Zunahme des Reflexions-Motivs und der (erfolgreichen) Suche nach Alternativen (in Abhängigkeit von p und C freilich immer). Als intervenierender, nach dem Framing-Konzept dann aber auch „kausal“ bedeutsamer, Zwischenschritt kann dabei die Umdeutung der Situation als „Ehekrise“ angesehen werden. Es ist der *Vollzug* des Reframings der Ehe – von einer einst vielleicht festen „Definition“ als Bund für das ganze Leben hin zu einem abgewirtschafteten Unternehmen, das es jetzt nur noch mit Anstand abzuwickeln gilt.

VI. Datengrundlage und Operationalisierung

Die Datengrundlage des nun folgenden „Tests“ dieses Modells, vor allem aber des MFS, ist die Mannheimer Scheidungsstudie (vgl. zu den Einzelheiten der theoretischen, methodischen und technischen Anlage insgesamt und zu ausgewählten Ergebnissen der Studie die Beiträge in Kopp 1997 sowie Klein und Kopp 1999). Es handelt sich um einen Datensatz mit Angaben über ca. 2500 geschiedene und ca. 2500 verheiratete Paare, davon jeweils 500 aus den „neuen Bundesländern“ bzw. der (ehemaligen) DDR. Erhoben wurden u.a. die jeweiligen sozio-demographischen Hintergründe und die zeitbezogenen Ereignisse der (beiderseitigen) Partnerschafts- und Ehebiographie, insbesondere auch zu den ehespezifischen Investitionen (Kinder und Eigentum) und zu den Zwischenschritten auf dem Weg in die Scheidung (wie das Auftreten der ersten großen Ehekrise).

Alle Instrumente und Variablen wurden in aufwendigen Vorstudien auf ihre Validität und Reliabilität überprüft. Dabei zeigten sich ohne Zweifel auch die Grenzen der auch in dieser Studie nicht anders machbaren Retrospektiv- und Proxybefragung, vor allem, was subjektive Einschätzungen und Einstellungen angeht (vgl. zu den Einzelheiten die verschiedenen Beiträge in Kopp 1997). In der Hauptuntersuchung wurde daher weitgehend auf die Erfragung solcher subjektiven Einschätzungen verzichtet. Gleichwohl wurde auch versucht, gewisse Zwischenstadien des Verfalls der Ehe zu rekonstruieren, wie das Auftreten der ersten großen Ehekrise. Das Hauptproblem bleibt dabei die nachträgliche „Rationalisierung“ der Biographie vor dem Hintergrund der zentralen abhängigen Variable – dem Scheidungsereignis. Einige der folgenden Ergebnisse sind immer nur vor diesem Hintergrund zu bewerten. Wir glauben aber, dass über die genannten, mit dem Design solcher Studien unvermeidlichen, Probleme hinaus keine besonderen systematischen methodischen Artefakte aufgetreten sind. Andere Daten gibt es – bisher – leider nicht.

Ursprünglich war auch beabsichtigt worden, die Parameter des MFS für das Framing (zu *Beginn* der Ehe) direkt zu messen. Da es sich bei den Frames u.a. um Aspekte von „Einstellungen“ handelt, hätten auch ehebezogene Einstellungen erhoben werden müssen. Wegen der Anlage als Retrospektiv- und als Proxybefragung wurde jedoch – nach den Ergebnissen der Vorstudien – bewusst in weiten Teilen auf subjektive Einschätzungen und insbesondere auf die Erhebung von derartigen „Einstellungen“ verzichtet. Die Parameter des MFS mussten daher auf eine mehr oder weniger indirekte Weise operationalisiert und das MFS selbst dann weitgehend nach der so genannten Friedman-Methode getestet werden und sind daher nicht ohne gewisse „hilfstheoretische“ und begründungsbedürftige Annahmen.

Die *Frame-Bewertung* $U(mr)$ bezieht sich auf den Ehegewinn zu Beginn der Ehe. Zwei Indizes wurden dazu zusammengeführt. Erstens, ein Index über die wahrgenommene Übereinstimmung der Partner im Geschmack ihres Lebensstils (in mehreren Dimensionen), in der politischen Einstellung und in den sonstigen Eigenschaften (über die Frage danach, ob es zu Beginn eine Eigenschaft beim Partner gegeben habe, die „gestört“ hätte). Und zweitens, ein Index über die wahrge-

nommene Akzeptanz der Partner in der jeweils anderen sozialen Umgebung (Verwandte und Bekannte). Der erste Index misst demnach die *individuelle*, der zweite die *soziale* Passung des Paares, jeweils für den *Beginn* der Ehe. Der theoretische Hintergrund war die Annahme, dass die Übereinstimmung in Geschmack, Einstellungen und sonstigen, auch idiosynkratischen, Eigenschaften (als „komplementäre“ Güter) den Ehegewinn erhöht, und dass Spannungen mit der jeweils anderen Bezugsumgebung ihn senken. Der Wert von $U(mr)$ ergibt sich dann als einfache Addition dieser beiden Indizes der individuellen und der sozialen „Passung“ des Paares. Die Frame-Bewertung für die Alternative $U(dv)$ wurde offen gelassen und in dem endgültigen Index des Framings als Konstante eingesetzt (siehe dazu unten noch mehr). Der *Match* m für die „Geltung“ des Frames „Ehe“ wurde über zwei Variablen operationalisiert: die kirchliche Heirat einerseits und die Übereinstimmung der *beiden* Partner in ihrem Wunsch nach *mehreren* Kindern zu Beginn der Ehe. Hierfür ist der theoretische Hintergrund die Annahme, dass der Akt der kirchlichen Heirat ein „objektiver“ Indikator für die mentale Verankerung des Eheframes als „Institution“ ist, evtl. sogar noch mit bekräftigenden Folgen des entsprechenden öffentlichen Rituals; und dass der gemeinsame Wunsch nach *mehreren* Kindern ebenfalls die Verankerung eines gedanklichen „Modells“ der Ehe anzeigt, das mehr bedeutet als eine bloß „rationale“ Zweckgemeinschaft zur Produktion von Ehegewinn. Fehlende Werte wurden bei der Indexbildung jeweils als „nicht-erfüllte Bedingung“ für „Ehegewinn“ bzw. den „Match“ gewertet: Für Ehen, in denen die Partner nicht positiv sagen konnten oder mochten, welche Einstellungen und Eigenschaften der andere hatte, dürfte der Frame der Ehe kleiner sein als im anderen Fall. Bei der Indexbildung zum Framing-Konstrukt verminderten sich somit die Fallzahlen nicht weiter. Das wurde vor allem in Hinsicht auf getrennte Subgruppenanalysen, etwa für die einzelnen Grade des Framings oder die Heiratskohorten, für wichtig gehalten. Kontrollrechnungen mit allen fehlenden Werten ergaben im Übrigen keine besonderen Unterschiede. Die verschiedenen Einzelindikatoren der Frame-Bewertung und des Matches wurden dann zur Kontrolle der theoretischen Annahmen einer konfirmatorischen Faktorenanalyse unterworfen, die deutlich das angenommene Muster einer Zwei-Faktorenlösung für die Indikatoren der Frame-Bewertung $U(mr)$ und des Matches m ergab (ohne besondere Fehlloadungen und mit einer nur schwachen Faktorenkorrelation). Die Parameter $U(mr)$, $U(dv)$ und m bestimmen, wie in *Abschnitt III* oben beschrieben, das Frame-Gewicht $mU(mr) - (1 - m)U(dv)$ bzw. die Salienz des Frames und damit die Intensität des Reflexionsmotivs. Nach der Formel des Frame-Gewichts wurde dann der alle diese Größen zusammenfassende Index des Framings der Ehe gebildet. Dabei wurden die Indexwerte von $U(mr)$ unmittelbar übernommen, $U(dv)$ wurde, wie oben beschrieben, auf den Wert null gesetzt. Für die Einbeziehung des Parameters m als Wert zwischen null und eins wurden die drei resultierenden Indexwerte auf drei Ziffern zwischen 0 und 1 festgesetzt: 1 für den höchsten Indexwert (bei kirchlicher Heirat und Wunsch nach mehreren Kindern), 0.75 für den mittleren und 0.50 für den untersten (weder kirchliche Heirat, noch Wunsch nach mehreren Kindern). Andere Festlegungen auf Ziffern der gleichen Rangordnung erbrachten in den Analysen ähnliche Ergebnisse. Weil $U(dv)$ auf den konstanten Wert null festgesetzt wurde, ergab sich der fertige Index der Intensität des Framings der Ehe einfacherweise zu $mU(mr)$.

Die Werte des resultierenden Index des Frame-Gewichts für das Framing der Ehe zu Beginn wurden dann weiter zusammengefasst, wobei es darauf ankam, für beabsichtigte spezielle Subgruppenanalysen noch hinreichend große Fallzahlen zu behalten, aber auch eine deutliche Trennung in Extremausprägungen des festen bzw. des nicht vorhandenen Framings. Es wurden schließlich sechs Stufen der Intensität des Framings unterschieden (mit der Ausprägung „Frame 1“ als dem geringsten Wert des Frame-Gewichts für das Framing der Ehe).

Das Reflexions-Motiv ergibt sich unmittelbar aus den Größen, die auch das Frame-Gewicht bestimmen: $U(mr)$, $U(dv)$ und m . Es beschreibt aber nur die Stärke der Anreize, nach Alternativen in der „Definition“ der Situation zu sehen. Ob es auch zu einem Umschlag im Modus der Situationsdefinition von der Fraglosigkeit der Geltung des Frames zu einer „rationalen“ Suche nach Alternativen kommt, hängt jedoch auch von

der Reflexionsschwelle C/p ab. Für die Parameter p und C , die Suchmöglichkeiten und die Suchkosten also, gab es jedoch nicht einmal die Möglichkeit für eine derartige indirekte Operationalisierung wie für das Reflexions-Motiv. Das hat vor allem damit zu tun, dass sich die Parameter p und C auf *Umgebungsvariablen* beziehen, die nur schwer über Befragungen zu erheben sind. Beispielsweise konnte die zuerst in den Vorstudien verfolgte Absicht nicht weiter verfolgt werden, die Existenz von Heiratsmärkten über die Befragung zu ermitteln: Die Befragten wussten darüber nichts. Übrig blieb schließlich nur eine sehr indirekte Operationalisierung der Parameter p und C : über die Heiratskohorten.

Das ist wohl nicht unplausibel. Die verschiedenen Heiratskohorten der in der Mannheimer Scheidungsstudie erfassten Paare (mit Eheschließungen zwischen 1939 und 1996) sehen sich deutlichen Unterschieden in den Opportunitäten gegenüber, eine akzeptable „Alternative“ zu ihrer Ehe zu finden. Beispielsweise sorgt dafür schon die stetige Zunahme der Scheidungsraten im Verlaufe der letzten 45 Jahre mit ihrer Folge, dass immer wieder neue Partner für eine evtl. Wiederverheiratung zur Verfügung stehen. Das würde den Parameter p betreffen: Die Wahrscheinlichkeit des „Erfolgs“ der Suche nach einer „besseren“ Alternative und damit für eine andere Situationsdefinition steigt mit dem Heiratsjahr. Davon – theoretisch – unabhängig dürften sich auch die „Kosten“ für das Reframing einer in die Krise gekommenen Ehe geändert haben. Einer Studie von Marlis Buchmann mit der inhaltsanalytischen Auswertung von Heiratsanzeigen zufolge hat es einen dramatischen Wandel der ehebezogenen Einstellungen weg von einer eher institutionalistisch-materialen zu einer individualistisch-expressiven Einstellung gegeben (Buchmann und Eisner 1997a,b). Diese Änderungen im gesellschaftlichen „Klima“ ehebezogener Einstellungen können dann auch als Abnahme der sozialen und psychischen Kosten im Laufe der Zeit verstanden werden, die mit der Aufgabe der gedanklichen und emotionalen Bindung an eine einmal geschlossene Ehe und den Übergang in eine neue Beziehung verbunden sind, für die es wieder mehr an Expressivität gibt.

Weil sich – auf der Grundlage der o.a. Überlegungen – die beiden Parameter p und C mit den Heiratskohorten *gegensinnig* verändern, p nimmt im Laufe der Zeit zu und C nimmt ab, und weil die Effekte dieser gegensinnigen Änderung die *gleiche* Wirkung haben, nämlich die *Verringerung* der Reflexionsschwelle C/p mit den Heiratsjahren, bietet sich die Variable der Heiratskohorten als indirekte Messung für die Veränderung der Reflexionsschwelle bei der Modus-Selektion unmittelbar an. Um auch gewisse „historisch“-spezifische Unterschiede der Kohorten ausmachen und spezielle Subgruppenanalysen durchführen zu können, wurden fünf Heiratskohorten unterschieden, die – grosso modo – die 1950er, die 1960er, die 1970er, die 1980er und die 1990er Jahre umfassen: 1930–1960, 1961–1968, 1969–1977, 1978–1984, 1985–1996. Auf zwei gesellschaftliche Zäsuren wurde dabei (auch) geachtet: Die Zeit vor und nach 1968 und die nach der großen Reform des Scheidungsrechts ab 1978. Die so unterschiedenen Kohorten sind empirisch in der Studie etwa gleich stark besetzt.

In *Abbildung 2* sind die Zuordnungen der Parameter des MFS, ihre theoretische Zuordnung und die konkreten Variablen der Operationalisierungen zusammengefasst. Die oben beschriebene Operationalisierung des MFS bezieht sich auf das Framing der Ehe *zu Beginn*. Zur Kontrolle des Einflusses von Selektivitäten und evtl. späterer Ver-

Abbildung 2: Die Zuordnung der theoretischen Konstrukte, Indikatoren und Kontrollvariablen des Modells der Frame-Selektion

Konstrukt	theoretische Bedeutung	Indikatoren Framing zu Beginn	Kontrollvariablen
U(mr)	Ehegewinn (zu Beginn)	Passung in Eigenschaften/Akzeptanz in Bezugsumgebung (zu Beginn)	Bildung, Erwerbstätigkeit Mann, ehespezifisches Kapital (Kinder, Eigentum)
U(dv)	Wert der Alternative	konstant	Erwerbstätigkeit Frau
m	Match/Verankerung des Eheframes	kirchliche Heirat/Kinderwunsch (zu Beginn)	Religiosität
p	Opportunitäten	Heiratskohorte	Stadt-Land, Erwerbstätigkeit Frau
C	Kosten	Heiratskohorte	Stadt-Land, Erwerbstätigkeit Frau

änderungen in den Parametern des MFS wurden einige, in der Scheidungsforschung geläufige, Kovariate zugeordnet. Diese Zuordnung steht in der rechten Spalte der Übersicht.

Die Bildung erhöht, ebenso wie die (Voll-)Erwerbstätigkeit des Mannes und das ehespezifische Kapital, wie gemeinsame Kinder und gemeinsames Eigentum, den (weiteren) Ehegewinn der Partner. Die individuelle Variation im Wert der Alternativen zur Ehe lässt sich für die Frauen über deren (Voll-)Erwerbstätigkeit erfassen: Für Frauen ohne volle Erwerbstätigkeit ist die Scheidung vergleichsweise weniger attraktiv. Unterschiede in der Religiosität des Paares, hier gemessen über den gemeinsamen Kirchenbesuch, geben weitere Grade der Verankerung des Ehe-Frames an: Alle Religionen unterstützen die Unverbrüchlichkeit der Ehe.³ Neben den Kohorten können Stadt-Land-Zugehörigkeiten ebenfalls als Unterschiede in der Verfügbarkeit von Alternativen bzw. in der Höhe der Suchkosten angesehen werden. Hier kann auch die Frauenerwerbstätigkeit zugeordnet werden: Sie erhöht die Opportunitäten zum Finden eines neuen Partners.

Die genannten Kovariaten sind also an die Parameter des Modells der Frame-Selektion unmittelbar anschließbar, wenngleich, wie bei den meisten „indirekten“ Messungen gewisser theoretischer Konstrukte, nicht immer eindeutig. Es handelt sich damit – ganz anders als üblicherweise bei solchen Listen von Kovariaten – um eine *systematische* theoretische Zuordnung zu einem *einheitlichen* „Mechanismus“ mit den entsprechenden theoretischen Erwartungen über ihre Wirkung: Das Scheidungsrisiko sollte demnach mit der Religiosität, mit der Bildung, mit der (Vollzeit-)Erwerbstätigkeit des Mannes, mit dem ehespezifischen Kapital (Kinder und gemeinsames Eigentum), wenn

³ Außerdem dürfte die hier empirisch zu Grunde gelegte Gemeinsamkeit in der Religiosität den Ehegewinn über einen Homogamieeffekt erhöhen und so das Framing weiter verstärken. Analysen mit Maßen für die Homogamie in der Konfessionszugehörigkeit erbrachten im Übrigen keinerlei Einflüsse auf das Scheidungsrisiko, spätestens dann nicht (mehr), wenn die Religiosität kontrolliert wurde. Vgl. dazu u.a. Heaton (1984, 1991); Lehrer und Chiswick (1993).

die Frau nicht (voll) berufstätig ist, und beim Leben auf dem Lande weiter *sinken*. Sofern die damit verbundenen – latenten – Prozesse tatsächlich mit dem Framing zu tun haben, sollten sie allesamt eine *eigenständige* Wirkung auf das Scheidungsrisiko haben, und es müsste sich entsprechend die Wirkung des Framings der Ehe (zu Beginn) *abschwächen*, wenn sich in diesen Variablen (später) etwas ändert. Diese Abschwächung sollte am *stärksten* bei jenen Kontrollvariablen sein, die *unmittelbar* mit dem Framing selbst und mit seinen Folgen für den Eheverlauf zusammenhängen. Und das sind hier: die *Religiosität* (als „dauerhafter“ Match des Eheframes) und das *ehespezifische Kapital*, dessen Ansammlung nach dem theoretischen Modell ja in besonderer Weise von dem (festen) Framing der Ehe zu Beginn abhängen sollte. Bei den bloßen „materiellen“ Variablen, beim übrigen „Ehegewinn“ also und den reinen „Opportunitäten“, sollten sich kaum Änderungen in der Wirkung des Framings ergeben, also bei Kontrolle der Erwerbstätigkeit von Mann und Frau und bei der Stadt/Land-Variable. Unter Kontrolle der Ehekrise schließlich sollte es dann aber eine *sehr* deutliche Abschwächung der Wirkung des Framings zu Beginn geben, weil die Ehekrise nach dem MFS den *vollzogenen* Wechsel des Frames bedeuten.

Als soziale und individuelle Hintergrundvariablen auch zur Erklärung unterschiedlicher Grade des Framings zu Beginn sowie zur weiteren, davon evtl. unabhängigen Erklärung des Scheidungsrisikos, wurden der weitere gesellschaftliche Kontext (alte oder neue Bundesländer bzw. „BRD“ und „DDR“), die familiäre Situation im Elternhaus und bestimmte Besonderheiten der Paarbiographie berücksichtigt. Das sind im Einzelnen: die Scheidung der Eltern, das Alter beim Kennenlernen, die Dauer des Kennens, der Paarbildung und einer evtl. vorher bestehenden nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft, die evtl. Trennung der befragten Person, die in der Studie ja erst in erster Ehe verheiratet war, von einem langjährigen Partner vor der betreffenden Ehe und die vorherige Scheidung des Partners. Auch hier lassen sich Anchlüsse an die Parameter des Framing-Modells finden: Die Scheidung der Eltern, die des Partners oder eine Trennungserfahrung vermindern die Fraglosigkeit jedes gedanklichen Modells der Unauflösbarkeit einer Ehe (und tangieren darüber den Match m), möglicherweise auch die des Ehegewinns, nämlich über die aus eher turbulenten Beziehungsbiographien herrührenden Belastungen. Das Alter beim Kennenlernen zeigt die Länge der Suche nach einem für die Ehe geeignet erscheinenden Partner an, und mit der Dauer des Kennens, der Paarbildung und des Zusammenlebens sollten sich auch die „störenden“ Eigenschaften schon vorher herausgestellt haben. Daher sollten alle diese Größen den Ehegewinn $U(mr)$ und auch den Match m für die Beziehung zu Beginn der Ehe verbessern, und es sollte sich entsprechend das Scheidungsrisiko vermindern.⁴ Weil es in diesem Beitrag vor allem auf die Analyse der Wirkungen des Framings ankommt, verzichten wir an dieser Stelle (vor allem aber aus Platzgründen) auf eine weitere (empirische) Erklärung der Unterschiede im Framing über die genannten Hintergrundvariablen. Ein indirekter Test der Vermutung ist jedoch möglich: Mit der statistischen Kontrolle der Vorgeschichte der Ehe sollten sich die Framing-Effekte merklich verringern.

⁴ Der Hintergrund für diese Hypothese ist die – auf Gary S. Becker zurückgehende – Überlegung, dass die „Passung“ eines Paares zu Beginn und auch später umso perfekter ist, je mehr man die normalerweise nicht unmittelbar feststellbaren Eigenschaften des Partners schon vor der Paarbildung oder vor der Ehe kennt und daher *später* keine – unangenehmen – Überraschungen mehr erleben muss (vgl. dazu auch Brüderl und Kalter 2001).

VII. Ergebnisse 1: Die Wirkung des Framings der Ehe

Wir beginnen die Analyse der Bedeutsamkeit des Framings der Ehe auf das Scheidungsrisiko mit der Beschreibung der empirischen Wirkung des Framings nach der o.a. Operationalisierung, zunächst alleine für die beiden Dimensionen des Frame-Gewichts mU(mr) in seinen sechs Ausprägungen und für die Reflexions-Schwelle über die Variable „Kohorte“ mit ihren fünf Ausprägungen, jeweils bezogen auf die „fraglose“ Aktivierung des gedanklichen Modells „gute Ehe“ zu Beginn der Ehe und ohne jede weitere Kontrolle von Hintergrundvariablen (vgl. *Tabelle 1*).⁵

Tabelle 1: Die Wirkung des Framings der Ehe (zu Beginn) auf das Scheidungsrisiko

	Modell 1	Modell 2	Modell 3
Frame-Gewicht			
Frame 1	12.25		9.46
Frame 2	8.60		6.47
Frame 3	5.14		4.02
Frame 4	3.46		2.80
Frame 5	1.97		1.78
Frame 6	–		–
Reflexions-Schwelle			
Kohorte 90		4.59	3.29
Kohorte 80		4.11	3.02
Kohorte 70		3.04	2.22
Kohorte 60		2.17	1.77
Kohorte 50		–	–
Konstante a	–7.34	–7.11	–8.05
Konstante b	2.00	2.15	2.17

Für beide Konstrukte – das Frame-Gewicht (mit „Frame 1“ als geringstem Wert des Frame-Gewichts mU(mr)) und die Reflexions-Schwelle (mit der „Kohorte 90“ als geringstem Wert der Reflexions-Schwelle C/p) – finden sich sehr deutliche Wirkungen auf das Scheidungsrisiko. Das ist für die Variationen nach der Kohortenzugehörigkeit nicht unerwartet (Modell 2 in *Tabelle 1*), die Stärke des Framing-Effektes in dieser Deutlichkeit jedoch so nicht ohne weiteres (Modell 1 in *Tabelle 1*). Das Framing der Ehe zu Beginn hat, wie man hier schon vorwegnehmen kann, den insgesamt stärksten Effekt aller ansonsten einbezogenen Variablen. Insbesondere aber ist bemerkenswert, dass die beiden Effekte unabhängig voneinander sind (Modell 3 in *Tabelle 1*): Die Re-

⁵ Die folgenden Analysen sind Ergebnisse von Schätzungen des Scheidungsrisikos nach dem Sichel-Modell, gerechnet in TDA, und zwar mit gewichteten Daten. Die zeitabhängigen Kovariaten (Erwerbstätigkeit Mann/ Frau, gemeinsame Kinder, Eigentum, Ehekrise) wurden über entsprechende Episodensplitts berücksichtigt. Die Modelle wurden unter Ausschluss der mit dem „vollen“ Modell gegebenen fehlenden Werte berechnet. Die Anzahl der Splitts beträgt für alle Modelle dann 26110 (von 28366) und die der Ereignisse 2177 (von 2464). Berechnungen mit dem „casewise“ Ausschluss der fehlenden Werte erbrachten keine besonderen Veränderungen in den Ergebnissen. *Nicht*-signifikante Ergebnisse mit $p > 0.05$ sind in den folgenden Tabellen *kursiv* gesetzt.

flexions-Opportunitäten und die Reflexions-Kosten, gebündelt in der Proxy-Variable „Kohorte“, haben offenbar eine zum Frame-Gewicht eigene Bedeutung. Mit der Kontrolle des Frame-Gewichts verringern sich die Kohorteneffekte jedoch erkennbar. Man kann es auch so sagen: Ein nicht geringer Teil des Anwachsens des Scheidungsrisikos hat wohl damit zu tun, dass sich das Framing der Ehe im Laufe der Zeit und/oder in seiner Wirkung verändert hat (siehe zur „Interaktion“ von Framing und Kohortenzugehörigkeit noch Abschnitt VIII gleich unten).

In der multivariaten Analyse gehen wir in der Logik der *Abbildung 1* und des „Weges“ in die Scheidung vor. Dabei werden schrittweise zuerst die Hintergrundvariablen eingeführt, dann diejenigen, die den Verlauf der Ehe betreffen und zum Schluss das (evtl.) Reframing der Ehe, gemessen über das Auftreten einer Ehekrise (vgl. *Tabelle 2*).

In Modell 1 in *Tabelle 2* sind zunächst als Bezug für die folgenden multivariaten Analysen noch einmal die Koeffizienten für das Framing und die Kohorte aus *Tabelle 1* oben zusammen dargestellt. Dann sind zuerst die Ergebnisse für die Vorgeschichte der Ehe aufgeführt (Modelle 2 und 3). Der weitere gesellschaftliche Kontext (DDR vs. BRD) hat, wie man sieht, keine signifikante Bedeutung für das Scheidungsrisiko (Modell 2), und das bleibt auch so bei allen weiteren Analysen. Man sollte hinzufügen, dass es ohne die Berücksichtigung des Framings gleichwohl einen signifikanten Unterschied im Scheidungsrisiko zwischen der (alten) BRD und der (ehemaligen) DDR gibt. Es scheint dann zunächst in der Tat einen gewissen Einfluss der so genannten Scheidungstransmission zu geben, und nun vermindert sich die Wirkung des Framings auf das Scheidungsrisiko durchaus schon deutlich (Modell 3a). Die Scheidung der Eltern wirkt sich demnach – wenigstens auch – über die Abschwächung des Eheframes, etwa in Form eines entsprechenden Modell-Lernens, aus. Wenn das Alter beim ersten Kennenlernen und die Dauer des gegenseitigen Kennens, der Paarbildung und des evtl. vorehelichen Zusammenlebens kontrolliert werden, vermindert sich die Wirkung des Framings weiter (Modell 3b). Besonders interessant ist, dass das nichteheliche Zusammenleben, operationalisiert nicht bloß als Sachverhalt, sondern als Dauer der gemeinsamen Haushaltsführung, offenkundig keinerlei besondere Wirkung auf das Scheidungsrisiko hat – ganz anders also als in den üblichen Analysen, die normalerweise ein erhöhtes Scheidungsrisiko bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften finden (vgl. dazu die theoretischen Überlegungen und Ergebnisse bei Brüderl und Kalter 2001). Erwähnt sei auch noch, dass es jetzt schon praktisch keine Scheidungstransmission mehr gibt. In Modell 3c sind dann die Trennungserfahrungen der beiden Partner eingeführt (bezogen auf eine vorherige längere Beziehung bzw. die evtl. erste Ehe des Partners). Wenn es eine solche Trennungserfahrung schon einmal gegeben hat, dann steigt das Scheidungsrisiko beträchtlich, und zwar in beiden Fällen in fast gleicher Weise. Die Wirkung des Framings vermindert sich jetzt sehr deutlich. Auch das kann als Hinweis auf die Triftigkeit des Framing-Konzeptes gewertet werden: Vorherige Trennungen vermitteln die Erfahrung, dass das eine Lösung sein kann und dass danach die Welt nicht zusammenbricht, und sie lassen es kaum zu, dass die nächste Beziehung mit einem vollkommen „perfekten“ Match der Sicherheit startet.

So weit die Vorgeschichte. Die folgenden Modelle (4 bis 8) beziehen sich auf die eigentliche Ehe. Zunächst der Ehegewinn aus der beiderseitigen Religiosität, der Bildung und der Erwerbstätigkeit des Mannes. Sind beide Partner nicht religiös, dann

Tabelle 2: Das Framing der Ehe und der Weg in die Scheidung: multivariate Analyse

	Modelle											
	1	2	3a	3b	3c	4a	4b	5a	5b	6	7	8
Frame 1	9.46	9.31	8.78	8.22	7.47	6.16	6.27	4.96	4.92	4.91	4.69	2.58
Frame 2	6.47	6.20	5.88	5.77	5.42	4.44	4.40	3.44	3.39	3.26	3.17	2.31
Frame 3	4.02	3.93	3.80	3.62	3.55	2.95	2.94	2.37	2.35	2.28	2.17	1.63
Frame 4	2.80	2.75	2.67	2.62	2.54	2.29	2.31	1.99	2.00	1.94	1.86	1.59
Frame 5	1.78	1.76	1.74	1.68	1.64	1.50	1.54	1.37	1.35	1.33	1.30	1.32
Kohorte 90	3.29	3.32	3.21	3.21	2.68	2.34	2.32	2.53	2.66	2.56	2.65	1.73
Kohorte 80	3.02	3.04	3.00	2.71	2.41	2.25	2.33	2.53	2.70	2.58	2.65	1.83
Kohorte 70	2.22	2.22	2.21	2.07	1.96	1.85	1.91	2.00	2.11	2.00	1.98	1.52
Kohorte 60	1.77	1.77	1.77	1.70	1.65	1.61	1.62	1.61	1.69	1.65	1.65	1.44
DDR		1.19	1.16	1.09	1.08	.86	.87	.93	.90	.79	.84	.93
Scheidung Eltern			1.38	1.27	1.25	1.19	1.18	1.18	1.16	1.17	1.16	1.06
Alter kennen				.95	.92	.93	.93	.92	.92	.92	.92	.93
Dauer kennen				.90	.87	.88	.88	.88	.88	.88	.88	.89
Dauer Paar				.87	.87	.88	.88	.88	.88	.88	.87	.86
Dauer NEL				.96	.95	.94	.94	.93	.94	.93	.91	.95
Trennung Ego					2.23	2.20	2.12	2.11	2.11	2.17	2.11	1.95
Scheidung Alter					2.22	1.99	1.99	1.89	1.90	1.95	2.07	2.13
beide nicht relig.						2.51	2.50	2.20	2.10	2.04	1.87	1.84
beide Abitur							.78	.80	.81	.78	.73	.67
Mann voll erw.							.43	.42	.43	.44	.43	.50
1. Kind								.66	.66	.69	.70	.75
2. Kind								.60	.61	.64	.64	.66
3. Kind								.81	.81	.83	.83	.86
Besitz									.70	.69	.71	.67
Frau voll erw.										1.52	1.52	1.57
Großstadt											1.86	1.66
Ehekrise												5.31
Konstante a	-8.05	-8.07	-8.09	-6.65	-5.92	-6.36	-5.65	-5.07	-5.10	-5.26	-5.26	-4.20
Konstante b	2.17	2.17	2.17	2.17	2.17	2.18	2.19	2.28	2.33	2.34	2.34	2.20

steigt das Scheidungsrisiko stark an (Modell 4a). Erwartungsgemäß verringert sich jetzt der Framingeffekt besonders: Es gibt dann keinen „sakral“ und damit „unbedingt“ abgesicherten, dauerhafteren „Rahmen“ für das „Modell“ der Ehe. Eine höhere Bildung und die (Voll-)Erwerbstätigkeit des Mannes senken das Scheidungsrisiko (Modell 4b). Jetzt verringert sich der Framingeffekt jedoch nicht nur nicht, er *steigt* sogar (leicht) wieder an – ein Hinweis auf etwas verwickeltere scheinbare Nicht-Beziehungen im Hintergrund. Immerhin wird deutlich: Der bloße aktuelle „Ehegewinn“ ist es nicht, der das Framing der Ehe steuert. Genau das aber wurde nach dem Framing-Konzept erwartet. Auch das ehespezifische Kapital hat die theoretisch erwarteten Wirkungen: Gemeinsame Kinder, wenigstens die ersten beiden, senken das Scheidungsrisiko be-

trächtlich, ebenso wie das gemeinsame Eigentum.⁶ Hierfür war eine deutliche Senkung der Wirkungen des Frame-Gewichts erwartet worden, und die tritt auch tatsächlich ein: Beim schwächsten Frame (1) geht die Wirkung von 6.27 auf gleich 4.96 (bei den Kindern) bzw. 4.92 (beim Eigentum) zurück. Besonders bei der für die Frauen so riskanten Investition in „Kinder“ scheint das Framing der Ehe zu Beginn als „sichere“ Angelegenheit also von großer Bedeutung zu sein, ganz so, wie es das theoretische Konzept auch annimmt. Das Modell 6 zeigt die ebenfalls so erwartete Wirkung der Frauenerwerbstätigkeit, und das Modell 7 die des Lebens auf dem Lande bzw. in der Stadt: Bei Frauenerwerbstätigkeit und beim Leben in der Großstadt erhöht sich das Scheidungsrisiko, aber es vermindert sich bei Kontrolle dieser Variablen der Einfluss des Framings kaum. Schließlich bestätigt sich auch die Hypothese über die Ehekrisen als vollzogenes Reframing der Ehe: Ehekrisen erhöhen das Scheidungsrisiko sehr stark, was freilich nicht sonderlich zu überraschen vermag. Die jetzt noch einmal sehr deutliche Verringerung der Framingeffekte ist jedoch nicht derart selbstverständlich. Es ist ein Hinweis auf die Richtigkeit der Ausgangsvermutung, dass das Framing zu *Beginn* der Ehe später seine bindende Kraft verlieren kann, und die Ehekrise ist nur ein Indikator für dieses Ereignis.

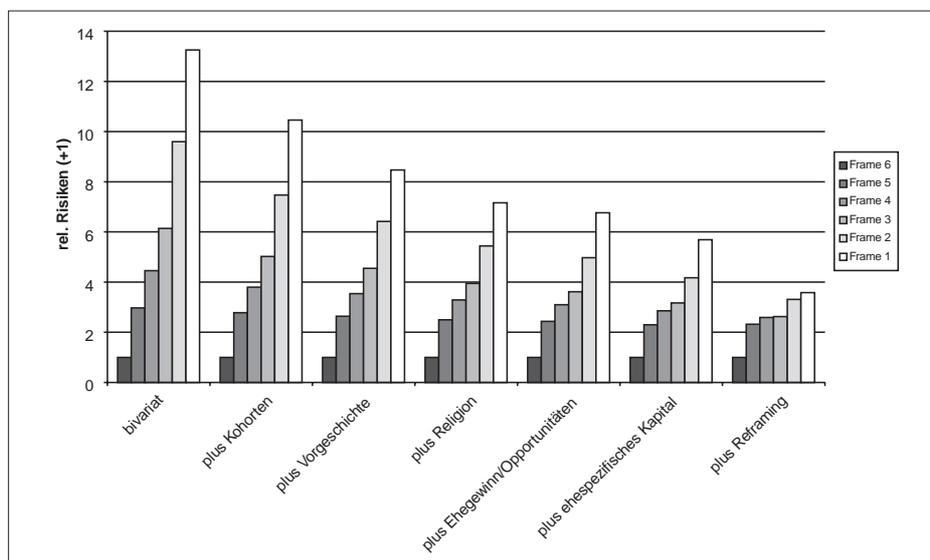
Bemerkenswert ist noch die Veränderung der Kohorteneffekte in der Kontrolle der Variablen. Mit allen Kontrollvariablen, außer der Ehekrise, verbleibt zwar immer noch ein deutlicher Effekt (von 2.65 für die 1990er Kohorte). Aber dieser Effekt ist viel kleiner als der des Framings (4.69 beim Frame 1) und nicht sonderlich höher als der einiger anderer Variablen (wie der der Trennungserfahrungen, der Religiosität, des zweiten Kindes oder des Lebens in der Großstadt). Und die Kohorteneffekte gehen schließlich dann *sehr* deutlich zurück, wenn man die Ehekrisen berücksichtigt. Hier gibt es eigentlich nur einen „Sprung“ im Scheidungsrisiko von den 1950er auf die 1960er Jahre, und danach geschieht nicht mehr viel. Das kann als ein Hinweis auf die Triftigkeit der Vermutung gewertet werden, dass die Scheidungen nicht so sehr mit dem Verfall der Ehequalität zu tun haben, sondern mit den (überproportional) gewachsenen „Ansprüchen“ der Partner aneinander, insbesondere, was die Leistungen an Expressivität in einem immerwährenden Honeymoon angeht (vgl. dazu etwa Nave-Herz u.a. 1990: 138ff.; Nave-Herz 1994: 188f.).

Die grundlegende theoretische Hypothese vor dem Hintergrund des MFS war, dass das Framing der Ehe zu Beginn insbesondere für die Investition in das ehespezifische Kapital wichtig ist und dass es sich darüber auch *indirekt* auf das Scheidungsrisiko auswirkt. Diese Hypothese bestätigt sich in den o.a. Ergebnissen schon klar. Zum (besser erkennbaren) Beleg dafür sind in *Abbildung 3* die Veränderungen der Wirkung des Framings der Ehe zu Beginn bei Einführung von bestimmten Typen der Kontrollvariablen graphisch dargestellt.

Schrittweise werden zuerst die Kohorten, dann die Vorgeschichte der Ehe, dann die Religiosität, sozusagen als *kulturelle* Verankerung eines dauerhaften Framings der Ehe, dann die bloß *materiellen* Aspekte des Ehegewinns bzw. der Opportunitäten (Bildung,

⁶ Dabei wurden nur solche (gemeinsamen) Kinder berücksichtigt, die später als neun Monate nach der Heirat geboren sind und bei denen die Schwangerschaft gewollt war. Damit sollte der theoretisch hier allein wichtige Aspekt der „Investition“ in das „ehespezifische Kapital“ stärker berücksichtigt werden.

Abbildung 3: Die „Erklärung“ der Framing-Effekte*



* Zur graphischen Hervorhebung der Referenzkategorie (Frame 6) wurden alle Werte der relativen Risiken um eine Einheit erhöht (analog auch in Abbildung 7 unten).

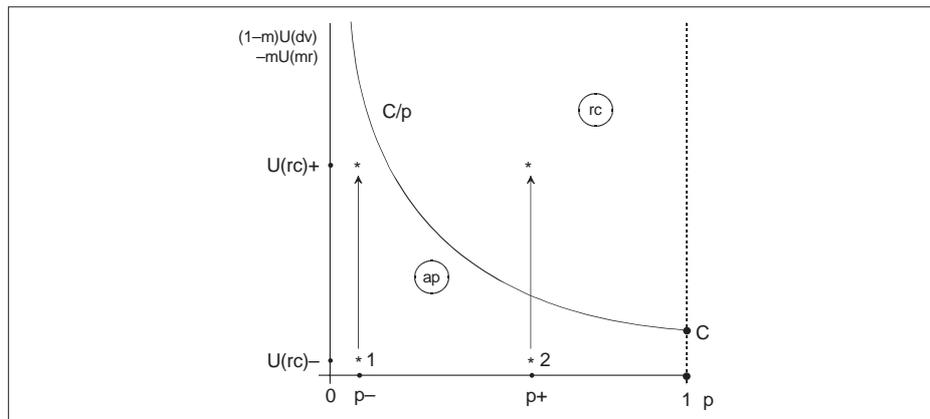
Erwerbstätigkeit Mann und Frau, Stadt-Land), dann die *investiven* Aspekte, das ehespezifische Kapital (Kinder und Eigentum) also, und schließlich das evtl. Reframing über die Ehekrise eingeführt. Erwartet wird, dass sich die Wirkung bei den materiellen Kovariaten kaum, wohl aber bei kulturellen und investiven Aspekten, sowie besonders beim Reframing abschwächt. Und es wird an der Graphik deutlich erkennbar: Die Framingeffekte werden durch die materiellen Umstände kaum erklärt, wohl aber durch die Ereignisse oder Eigenschaften, die mit dem Framing der Ehe, speziell über den „Match“, verbunden werden können. Die Sicherheit des „Rahmens“ ist es also vor allem, so kann man zusammenfassen, was die Ehen zusammenhält und was sie über die Investition in ehespezifisches Kapital weiter stärkt. Der materielle Ehegewinn kommt dann evtl. noch dazu, aber er ist nicht der Kern der ehelichen Stabilität. Bei den Ehen ohne diese Rahmung oder erst recht nach dem Reframing in der Ehekrise muss er jedoch alleine dafür sorgen, dass die Beziehung nicht verfällt. Und dafür reicht es oft dann nicht.

VIII. Ergebnisse 2: Ein „Test“ des Modells der Frame-Selektion

Die Ergebnisse können in mehrfacher Hinsicht als ein Beleg für das Modell der Frame-Selektion gewertet werden: Es gibt einen *sehr* starken Effekt des Framings, den weitaus stärksten aller anderen Variablen; die über das theoretische Modell erwartete statistische „Erklärung“ des Framingeffektes, besonders über die Religiosität und über das ehespezifische Kapital, ist ebenfalls deutlich zu erkennen; und die Ehekrise fun-

gieren tatsächlich als ein Reframing der Ehe, indem jetzt die Wirkung des Framings der Ehe zu *Beginn* sehr deutlich ausgedünnt ist. Wir wollen einen weiteren, durch das theoretische Modell nahe gelegten, Zusammenhang untersuchen. Es ist eine nicht unmittelbar sich aufdrängende Hypothese, deren empirische Prüfung aber gerade deshalb als ein besonders riskanter Test des Modells der Frame-Selektion gelten kann. Die Überlegung schließt unmittelbar an den Vorgang der Modus-Selektion im theoretischen Grundmodell an (vgl. *Abschnitt III*): Jede noch so starke Abschwächung des Framings eines gedanklichen Modells, gemessen über die Abnahme des Frame-Gewichts, ist dann für die Suche nach Alternativen unwirksam, wenn die Reflexions-Schwelle nicht überschritten wird. Das aber ist insbesondere dann der Fall, wenn die Opportunitäten für die Suche nach (besseren) Alternativen sehr gering sind (p also nahe null ist) und/oder wenn die Such-Kosten C eine beträchtliche Höhe haben. Es sind – sozusagen – die „objektiven“ Grenzen, denen sich die subjektiven Konstruktionen der Umdefinition einer Ehe als „gescheitert“ gegenübersehen, selbst dann also, wenn sie „wirklich“ zu Ende ist: Wem das Auffinden einer besseren Alternative (schon als bloße Vorstellung) als aussichtslos erscheint, der flüchtet sich auch bei heftigen Problemen und selbst bei untrüglichen Anzeichen, dass etwas nicht stimmt, in „Konsensfiktionen“ einer subjektiv weiter ganz heilen Welt. Der Zusammenhang ist in *Abbildung 4* vereinfachend graphisch skizziert.

Abbildung 4: Die Interaktion von Frame-Gewicht und Reflexions-Schwelle (theoretisch)



Die Abbildung enthält eine Darstellung des Verlaufs der Reflexions-Schwelle C/p für variierende Größen des Reflexions-Motivs $(1 - m)U(dv) - mU(mr)$, wie er sich aus der Formel für die Bedingungen des Modus-Wechsels ergibt. Vier Konstellationen sind dargestellt: eine geringe und eine hohe Verfügbarkeit von Opportunitäten für eine (bessere) Alternative ($p-$ und $p+$), jeweils für ein geringes und ein hohes Reflexions-Motiv, das wir mit $U(rc)$ abkürzen wollen (also: $U(rc)-$ und $U(rc)+$). Weil das Reflexions-Motiv direkt wegen der identischen Variablen auf das Frame-Gewicht $mU(mr) - (1 - m)U(dv)$ bzw. die Salienz des Framings bezogen ist, gibt $U(rc)$ auch Variationen im Frame-Gewicht und in der Salienz wieder, die Intensität also, mit der ein Frame jeweils aktiviert ist. Unmittelbar wird die „Interaktion“ der beiden Variablen sichtbar:

Wenn, beispielsweise, das Reflexions-Motiv gering ist, dann kommt es auch bei einem relativ großen p *nicht* zu einem Wechsel in den rc -Modus bzw. zur Suche nach Alternativen. Ist das Reflexions-Motiv dagegen hoch (und damit das Frame-Gewicht klein), dann hängt es von der Höhe von p ab, was geschieht: Bei einem kleinen p (p^-) passiert wieder nicht viel, aber jede Zunahme von p (etwa auf p^+) wirkt sich nun immer stärker aus. Entsprechendes gilt, wenn man von variierenden Opportunitäten p ausgehend die Wirkungen des Frame-Gewichts betrachtet: *Nur* bei vorhandenen Opportunitäten dürfte das Framing der Ehe eine Wirkung haben, und je mehr es an Opportunitäten gibt, desto stärker müssten die Framing-Effekte sein. Das sollte sich dann entsprechend in den Schätzungen des Scheidungsrisikos unter variierenden Bedingungen der „Interaktion“ von Frame-Gewicht und Reflexions-Schwelle, von Framing und Kohorten also, auch empirisch zeigen.

Die nahe liegende empirische Analyse zur Prüfung dieser theoretischen Hypothese bestünde nun darin, in das (volle) Modell entsprechende Interaktionsterme von Framing und Kohorte einzubeziehen. Das wurde auch gemacht, aber der theoretisch erwartete Interaktionseffekt war praktisch gleich null. In einer Subgruppenanalyse, in der die (bivariate) Wirkung des Framings zur Kontrolle dieses Ergebnisses für die fünf Kohorten *getrennt* berechnet wurde, zeigte sich dann auch, dass es den erwarteten Interaktionseffekt – wie es scheint – *nicht* gibt.

Tabelle 3: Konstanten und relative Risiken für das Framing, nach Kohorten getrennt (Ereignisse ungewichtet)

		Kohorte				
		50	60	70	80	90
proportionale Effekte (Konstante und α -Effekte)						
Konstante a		$1.29 \cdot 10^{-6}$	$5.62 \cdot 10^{-6}$	$9.08 \cdot 10^{-6}$	$7.14 \cdot 10^{-6}$	$7.73 \cdot 10^{-6}$
Frame	5	1.90	1.25	1.36	2.71	2.13
	4	4.11	1.38	2.39	3.80	3.81
	3	6.47	2.27	2.95	5.19	5.58
	2	12.15	4.48	4.43	9.88	6.91
	1	14.46	6.67	3.38	15.89	15.15
Konstante b		4.81	4.74	4.51	4.27	4.27
Splitts		5961	4783	4718	6786	4331
Ereignisse		378	415	626	670	341

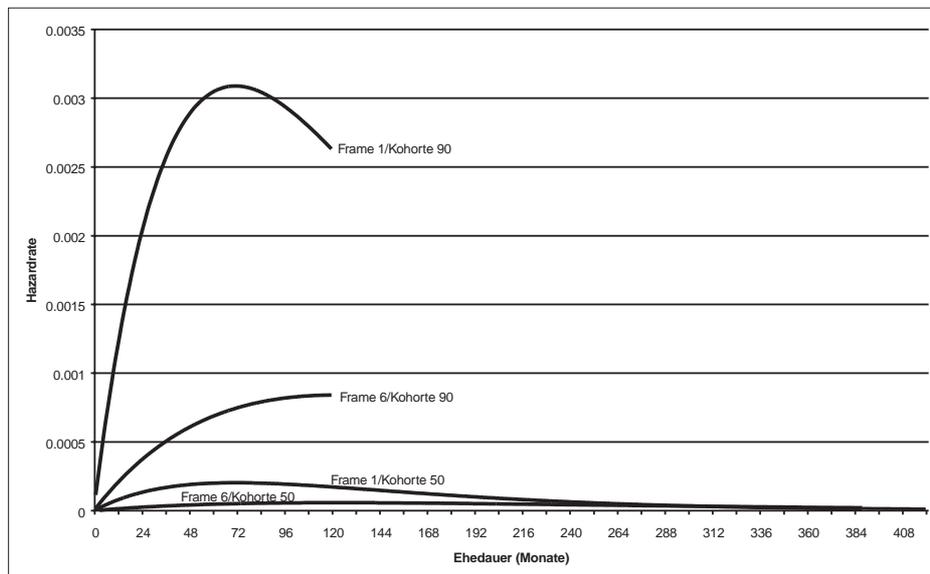
Die *Tabelle 3* enthält die Ergebnisse des Vergleichs.⁷ Die Effekte des Framings sollten, wenn die o.a. theoretische Hypothese zutrifft, mit den Kohorten *zunehmen*. Das ist

⁷ Weil Interaktionseffekte symmetrisch sind, ist es gleichgültig, über welche Subgruppen (Framing oder Kohorten) die Effekte verglichen werden. Wir haben hier die Kohorten als Vergleichsgrundlage gewählt, weil sie, anders als die Grade des Framings, empirisch gleichmäßig besetzt sind und weil daher stabilere Schätzungen zu erwarten waren. In den noch folgenden Darstellungen der Ergebnisse der Analyse (vgl. die *Abbildungen 6* und *7*) wird die Änderung der Kohorteneffekte bei unterschiedlichen Graden des Framings betrachtet. An den substanziellen Ergebnissen ändert das nichts.

aber über die Subgruppen hinweg gesehen offensichtlich *nicht* der Fall: Das Framing hat, ganz entgegen den theoretischen Erwartungen, in der 1950er Kohorte (mit 14.46 für den Frame 1) (anscheinend) einen deutlich *stärkeren* Einfluss als in den Kohorten danach, fällt dann in der 1960er und 1970er Kohorte in seiner Wirksamkeit deutlich ab, wächst danach freilich in der 1980er Kohorte wieder stark an und geht schließlich in der 1990er Kohorte wieder etwas zurück. Also: Kein mit der theoretischen Hypothese vereinbarer systematischer Interaktionszusammenhang von Framing und Kohorte!

Ist damit der „Test“ des MFS misslungen? Oder ist das Verfahren zum Nachweis des vermuteten Interaktionseffektes nicht angemessen? Letzteres ist der Fall. Das Problem löst sich nämlich auf, wenn man beachtet, worauf sich die statistischen Effekte beziehen. Es sind die *proportionalen* Veränderungen der *Hazardrate*, bezogen auf die jeweilige *Konstante* in den verglichenen Kohorten (vgl. Blossfeld und Rohwer 1995: 92). Bezogen auf eine niedrige Konstante hätte der gleiche „proportionale“ Effekt daher eine geringere „additive“ Wirkung (auf die Hazardrate bzw. auf die Proportion der kritischen Ereignisse) als auf eine hohe Konstante (vgl. dazu Hosmer und Lemeshow 1999: 333ff.). Die Konstanten *sind* aber zwischen den Kohorten deutlich unterschiedlich. Beispielsweise gibt es für die 1950er Kohorte eine Konstante von $\exp(-13.56) = 0.00000129$ und für die 1990er Kohorte eine von $\exp(-11.77) = 0.00000773$ (siehe Zeile 1 in *Tabelle 3*). Der proportionale Effekt für den schwächsten Frame (Frame 1) beträgt in der 1950er Kohorte 14.46 und in der 1990er 15.15, und ist daher fast gleich. Umgerechnet in die entsprechenden Hazardratenverläufe ergibt das jedoch sehr deutliche Unterschiede in der Höhe des Scheidungsrisikos, ausgedrückt über Unterschiede in den Hazardraten bzw. die schließlichen Anteile an Scheidungen, auf die sich das theoretische Modell ja letztlich alleine bezieht.

Abbildung 5: Hazardratenverläufe (Extremgruppen; Sichelmodell)



In *Abbildung 5* sind exemplarisch für vier Extremgruppen des o.a. theoretischen Modells (vgl. *Abbildung 4*) die (nach dem Sichel-Modell) entsprechend errechneten Hazardratenverläufe graphisch dargestellt: für den stärksten und den schwächsten Frame (6 und 1), jeweils für die 1950er und die 1990er Kohorte. Und hier zeigt sich nun der erwartete Interaktionseffekt: *Nur* in der 1990er Kohorte wirkt sich die Abschwächung des Framings der Ehe aus, das dann aber ganz massiv.

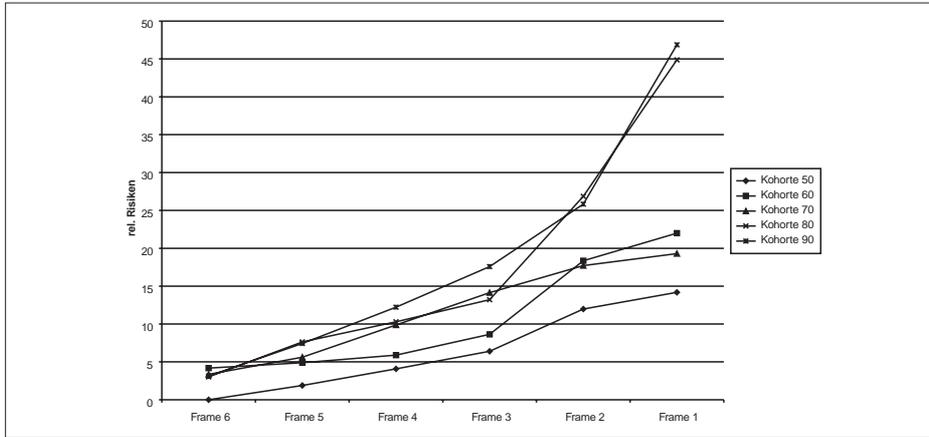
Es gibt verschiedene Möglichkeiten, das Problem der variierenden Konstanten zu umgehen und die „additiven“ Wirkungen der Interaktion von Framing und Kohorten zu berechnen: die Umrechnung in Hazardraten (wie beschrieben) und deren Vergleich (zu einer bestimmten Ehedauer) oder die (darauf basierende) Berechnung der schließlichen Anteile von Scheidungen für die betreffenden Subgruppen. Eine besonders einfache und deshalb elegante Lösung des Problems ist die Bildung von Interaktionstermen aus allen möglichen Kombinationen der sechs Stufen des Framings mit den fünf Kohorten (jeweils als Dummy-Variable) und die Schätzung der daraus sich ergebenden 29 Effekte mit der Kombination Frame 6/Kohorte 50 als Referenzkategorie, für die nach dem theoretischen Modell das geringste Risiko erwartet wird. Die dabei als relative Risiken ermittelten Effekte können entsprechend als „additive“ Veränderungen des Scheidungsrisikos der jeweiligen Framing-Kohorte-Kombination bezogen auf die *eine* Konstante, die Referenzkategorie Frame 6/Kohorte 50, interpretiert werden.⁸ Und *hierfür* müsste sich dann, bei Richtigkeit der theoretischen Hypothesen des MFS, der Interaktionseffekt zeigen: Die Kohorteneffekte werden stärker, je geringer das Framing ist (und umgekehrt).

In *Abbildung 6* stehen die Ergebnisse dieser Analyse. Nun bestätigt sich die Hypothese vom Interaktionseffekt von Frame-Gewicht und Reflexions-Schwelle (bzw. den Kohorten), und zwar ausgesprochen deutlich. Das gilt zunächst für den in *Abbildung 6a* dargestellten bivariaten Fall: Bei einem starken Frame (Frame 6) gibt es, wie man sieht, praktisch keine Kohorteneffekte. Das ändert sich mit der Abnahme des Framings, und zwar immer stärker, und beim schwächsten Frame (Frame 1) gibt es zwischen der 1950er und der 1990er Kohorte einen Unterschied von mehr als 30(!) in den Werten der relativen Risiken. Analog dazu verändert sich die Wirkung des Framings über die Zeit: In den 1950er Jahren erzeugte das schwächste Framing ein knapp 9-faches relatives Risiko, bezogen auf die Referenzkategorie, in den 1990er Jahren steigt die Wirkung des schwächsten Framings dagegen um einen Wert von etwa 35(!) beim relativen Risiko, bezogen auf den Frame 6, das stärkste Framing. Das Ergebnis ändert sich mit der Einführung der Kontrollvariablen nicht (*Abbildung 6b*). Zwar verringert sich bei Einbezug der Kontrollvariablen (*aller*, außer der Ehekrise) die Stärke der Effekte deutlich; das aber wird ja über das MFS selbst erwartet (vgl. dazu bereits die *Abschnitte VI* und *VII*). Die Interaktionsstruktur des Zusammenhangs bleibt jedenfalls weiter klar erkennbar bestehen. Das sollte sich allerdings mit dem Reframing (über die Ehekrise) ändern, wenn die Annahmen des MFS zutreffen: Jetzt sollte es weder eine besondere Wirkung, noch einen systematischen Interaktionseffekt geben. Und genau das findet man in *Abbildung 6c*.

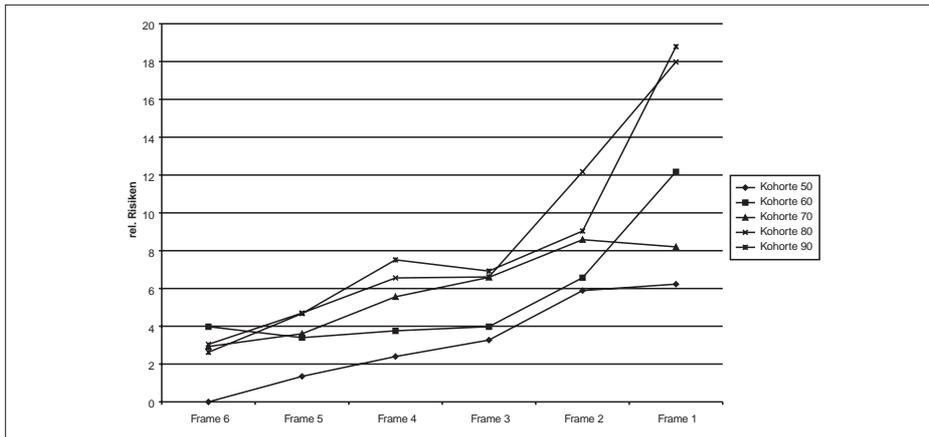
In den *Abbildungen 6a-c* wird die Verringerung der Höhe der Effekte und damit

8 Der Hinweis auf diese Lösung ist Josef Brüderl gedankt; vgl. auch die Fußnote *.

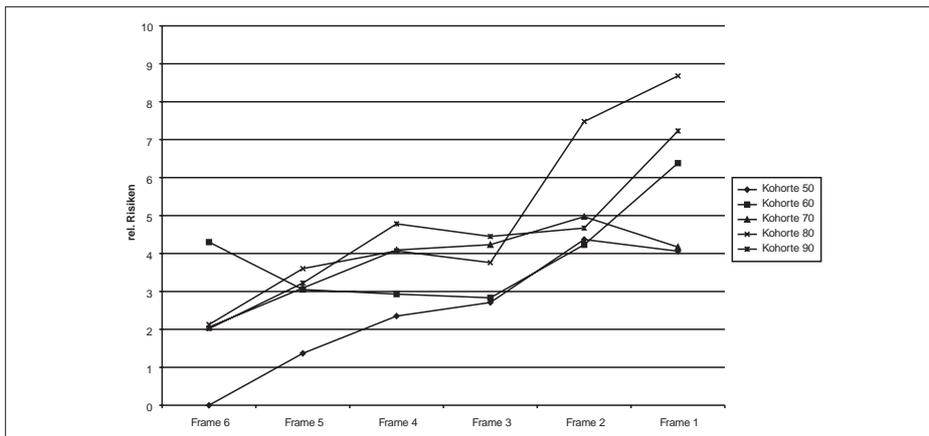
Abbildung 6: Die Interaktion von Framing und Kohorte (empirisch)



6a: Interaktion Framing/Kohorte (bivariat)

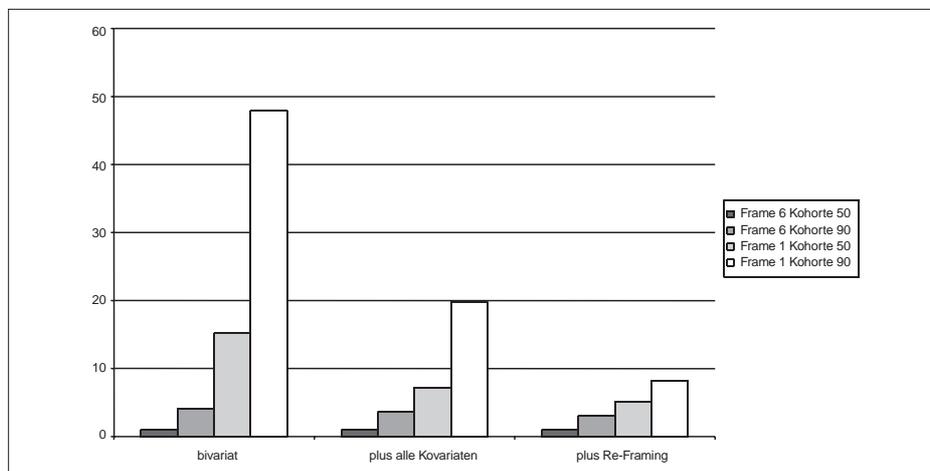


6b: Interaktion Framing/Kohorte (plus alle Kovariaten)



6c: Interaktion Framing/Kohorte (plus Re-Framing)

Abbildung 7: Die Interaktion von Framing und Kohorte (Extremgruppen)



das Ausmaß der „Erklärung“ der Framing/Kohorten-Wirkungen durch die Kontrollvariablen bzw. das Reframing wegen der Maßstabsänderungen nicht recht deutlich. Daher sind in der *Abbildung 7* für die vier Extremgruppen aus *Abbildung 5* die Interaktionseffekte für die drei Konstellationen aus *Abbildung 6* noch einmal graphisch zusammenfassend und in einem einheitlichen Maßstab dargestellt. Nun werden der Interaktionseffekt von Framing und Kohorte und die „Erklärung“ der Wirkungen sowie das vollzogene Reframing durch die Ehekrise besonders gut erkennbar. Zu beachten ist dabei, dass die Verringerung der Effekte aus der Sicht des MFS zu erwarten gewesen ist. Nur: Wenn es überhaupt Effekte gibt, dann sollten sie sich als Interaktionseffekte zeigen. Und das ist auch so. Außerdem: Auch wenn sich die Wirkungen abschwächen, handelt es sich selbst nach der Einführung *aller* Kontrollvariablen und sogar noch, wenngleich auf doch schon niedrigem Niveau, *nach* dem Reframing weiter um recht starke und insbesondere um stets systematisch bleibende Beziehungen.

Das substanzielle Ergebnis ist eindeutig: In den späteren Kohorten, mit ihren gewachsenen Opportunitäten für das Finden einer Alternative und mit ihrer höheren Akzeptanz von Trennungen, wirkt sich ein schwaches Framing besonders stark aus, während man vorher, in den 1950er Jahren speziell, offenbar auf Gedeih und Verderb zusammenblieb, erkennbar auch dann, wenn an der Ehe und ihrem Rahmen nicht viel stimmte. „Alternativen“ und eine Scheidung kommen, so sagt es das MFS, erst dann in den Sinn, wenn der „Rahmen“ nicht mehr stimmt *und* wenn die Gelegenheiten (und die Kosten) es zulassen, sich etwas Neues zu suchen. Man sieht aber auch: Für die fest gerahmten Ehen ist selbst in den turbulentesten Zeiten und bei den verlockendsten Alternativen so gut wie nichts zu befürchten. Die Alternativen werden, wenn alles „passt“, einfach nicht wahrgenommen. Und das in jedem Sinn des Wortes. Auch heute noch.

IX. Towards a „General“ Theory of Action?

Das Modell der Frame-Selektion hat sich am Fall der Erklärung von Ehescheidungen in einer Reihe von ganz verschiedenen Hypothesen empirisch bestätigt, darunter auch in Hinsicht auf eine, die alles andere als evident war und für die es zunächst keinen Beleg zu geben schien. Die durch das *theoretische* Argument des MFS angeleitete Suche nach einer angemesseneren *statistischen* Modellierung der Effekte führte dann aber zu einer umso bemerkenswerteren *empirischen* Bestätigung. Der Beitrag war jedoch nicht (nur) als eine spezielle familiensoziologische Untersuchung zu einer weiteren Determinante der Ehescheidung gedacht, dem Framing der Ehe, sondern insbesondere auch zur Klärung einer *allgemeinen* theoretischen Frage. Er war damit eingeleitet und motiviert worden: Ist es möglich, die verschiedenen, von der Soziologie üblicherweise für eigenständig und nicht aufeinander „reduzierbar“ gehaltenen Typen des Handelns unter *einem* (erklärenden) theoretischen Konzept zu subsumieren und ihr jeweiliges Auftreten in Abhängigkeit bestimmter Randbedingungen zu erklären und vorherzusagen? Wenigstens für zwei Arten solcher Typen wäre das nach dem MFS der Fall: für das „normative“, nicht an Konsequenzen orientierte, habitualisierte und kulturell fest gehaltene „Alltagshandeln“ einerseits und für das „rationale“, gewisse Konsequenzen bedenkende und „berechnende“ intentionale Handeln andererseits. Die Anwendung des MFS auf die ehelichen Beziehungen und das Scheidungsrisiko hat die empirische Trifftigkeit des Konzeptes, einschließlich eines nicht-trivialen Testfalls, deutlich gezeigt. Damit wären eigentlich alle Anforderungen erfüllt, die man an eine „korrigierende“ (Tiefen-)Erklärung der bedingten Geltung eines theoretischen Zusammenhangs stellen kann: die erklärende Integration von zuvor getrennten „Logiken“ und die empirische Bewährung des übergreifenden Modells auch unter riskanten Bedingungen. Und es wäre, jedenfalls für die beiden beschriebenen Typen des Handelns, ein Ansatz für eine dann tatsächlich „General“ Theory of Action“ gefunden, die ihre Anwendbarkeit in allen Varianten der Sozialwissenschaften und in allen Paradigmen der Soziologie finden könnte, vielleicht nur noch mit unterschiedlichen Graden der „abnehmenden Abstraktion“ und der Detailgenauigkeit, mit der man die soziale Konstitution von Situationsdefinitionen untersuchen möchte oder im jeweiligen Falle manchmal auch muss. Dass das in der derzeitigen, immer noch recht verwirrten und auch manche wohl auch weiter sehr verwirrenden Lage der Soziologie und dem, was dort – immer noch – oft unter „Theorie“ und „Erklärung“ verstanden wird, auf Zustimmung oder gar Verständnis (oder auch schon auf wenigstens korrekte Rezeption) stößt, ist kaum zu erwarten (vgl. z.B. die neueren Zusammenfassungen und Beurteilungen zum Stand der so genannten „Soziologischen Theorie“ bei Haller 1999 oder bei Balog 2001). Zu groß wären wohl die Reframing-Kosten bei einer solchen gleichzeitig (kausal) erklärenden, verstehenden und obendrein die Paradigmengrenzen überschreitenden Sicht. Eines der gängigen Argumente gegen die (spärlichen) Versuche der Überwindung des Paradigmenpluralismus ist das, wissenschaftstheoretisch bedeutungslose, Argument vom theoretischen Imperialismus. Für das MFS ist dieser Einwand in (früheren) kritischen Würdigungen dergestalt formuliert worden, dass es sich bei aller Modifikation gleichwohl immer noch um eine Variante der Theorie des *rationalen* Handelns handle und dass die „Integration“ der Handlungstypen daher eben nicht gelungen wäre und auch nicht gelingen *könne*,

sondern allenfalls eine Variante des oben erwähnten theoretischen Imperialismus darstelle, wenngleich vielleicht in etwas raffinierterer Form (so zuletzt noch Etzrodt 2000). Die Antwort auf diesen Einwand findet sich schon in den Grundannahmen des MFS: Der alles steuernde Mechanismus ist eben *nicht* die „kalkulierende“ Rationalität der Akteure, sondern der *Match* von gedanklichen Modellen und symbolischen Repräsentationen in einer Situation. Dieser Match aber ist eine dem „Willen“ des Akteurs entzogene, *kognitive* Angelegenheit. Niklas Luhmann hat das in einem anderen Zusammenhang einmal so für die Wirkung einer kommunikativen Mitteilung ausgedrückt: „Man liest: Tabak, Alkohol, Butter, Gefrierfleisch usw. gefährde die Gesundheit, und man ist ... ein anderer – ob man's glaubt oder nicht!“ (Luhmann 1984: 203). Das Matching von Zeichen und mentalem Modell ist aber eben auch noch nicht alles. Denn eine Theorie, die auch das „rationale“ und „impulsgehemmte“ Handeln erklären will, kommt dann auch nicht ohne irgendeine Berücksichtigung der hierfür – unter bestimmten Bedingungen (!) – wichtigen Aspekte aus: Bewertungen und Erwartungen, Anreize, Opportunitäten und Kosten. Dass diese Größen überhaupt einen Platz haben, bedeutet aber keineswegs, dass sie das Geschehen dann auch alleine oder stets steuern. Aber sie müssen vorkommen, weil ansonsten keine Möglichkeit bestünde, sie dann ins Spiel zu bringen, wenn die speziellen Bedingungen für den hierfür vorgesehenen Typ des Handelns gegeben sind.

Kurz: Das MFS beschreibt eine „Logik der Selektion“, die weder einseitig das „rationale“ noch ebenso einseitig das „normative“ Handeln voraussetzt. Es ist ein *übergreifendes* Modell, das die Gegensätze der Handlungstypen, wenn man so sagen darf, in einer höheren Einheit aufhebt und sie eben nicht beseitigt. Anreize und Erwartungen einerseits und Affekte, Einstellungen und Habitualisierungen andererseits sind in ihm eben nicht mehr getrennt, sondern „interagieren“ in angebbarer Weise. Es ist aber weiterhin, darin der einfachen Nutzentheorie allerdings gleich, ein richtig „erklärendes“ Modell, weil es, anders als sonst außerhalb der ökonomischen Sozialwissenschaften üblich, vor allem in der Soziologie oder Sozialpsychologie, nicht nur gewisse Aspekte aufzählt, die alle irgendwie bedeutsam sein könnten, sondern sie dann auch noch in eine präzise kausal-funktionale Beziehung zueinander setzt. Das MFS ist auch keine idiosynkratische Neuerung. Alfred Schütz hat in seiner Theorie des Alltagshandelns und der Lebenswelt wichtige Gedanken dazu beigetragen, insbesondere den, dass es sich keineswegs immer lohnt, alles genau wissen zu wollen und die Folgen zu überlegen, dass man dazu manchmal aber geradezu unwiderstehlich gedrängt wird, bei unerwarteten Ereignissen zum Beispiel, und dass man aber auch klugerweise sofort wieder mit dem Grübeln und dem Suchen aufhört, wenn es wieder eine zufriedenstellende Lösung gibt (vgl. etwa Schütz 1971). Der späte Herbert Simon hat mit seinen Vorstellungen vom Mechanismus der „Mustererkennung“ eine ganz ähnliche Konzeption zur Lösung des Problems der begrenzten Rationalität des Menschen vorgeschlagen, eine, die eben nicht, wie die neoklassische Informationsökonomie, bloß noch die Kosten der Informationssuche einbezieht, sondern einen ganz anderen Mechanismus der Selektion als den der rationalen Kalkulation von Folgen (Simon 1993). Aus der (kognitiven) Sozialpsychologie gibt es seit einiger Zeit in die gleiche Richtung zielende Hypothesen und Konzepte, etwa zur „dual-process“-Theorie der Informationsverarbeitung, die inzwischen auch gut systematisiert und experimentell abgesichert sind, wie etwa das

MODE-Modell von Russell H. Fazio mit seiner Integration der „alten“ und der „neuen“ Einstellungstheorie (Fazio 1990). Und selbst in der Soziologie finden sich neuerdings einige ernsthafte Versuche, die bisher als unvereinbar angesehenen Gegensätze von Normen, Sinn und Kultur einerseits und der Theorie des rationalen Handelns andererseits zu überbrücken, wie etwa bei Wimmer (1996), bei Montgomery (1998) oder bei Rambo (1999).

Das MFS ist eben keine isolierte und einseitige Finesse wie manches andere, was auch derzeit immer noch als „neue“ oder gar „moderne“ soziologische Theorie mit immer neuen Namen und immer wieder überraschender Buntheit auf den Büchermarkt gebracht wird. Es ist nichts weiter als die nach den Vorarbeiten etwa des Soziologen Schütz, des Ökonomen Simon und des (Sozial-)Psychologen Fazio recht leichte und nahe liegende, vielleicht auch etwas präzisere, formale Fassung einiger von verschiedenen Disziplinen her konvergierenden und auch nach vielen anderen Seiten hin wieder anschlussfähigen Ideen. Und es ist ein Modell, das, wie wir gesehen haben, seine *empirische* Triftigkeit auch in der Bestätigung von einigen recht riskanten Hypothesen gefunden hat. Auf alles das warten wir in den herkömmlichen soziologischen und philosophischen (Handlungs-)Theorien nach wie vor vergeblich, die wohl deshalb nicht müde werden, die grundsätzliche Nicht-Integrierbarkeit der soziologischen Paradigmen und die prinzipielle Nicht-Reduzierbarkeit der Typen des Handelns zu behaupten.

Literatur

- Babka von Gostomski, Christian, Josef Hartmann und Johannes Kopp*, 1999: Sozialstrukturelle Bestimmungsgründe der Ehescheidung. Eine empirische Überprüfung einiger Hypothesen der Familienforschung. S. 43–62 in: *Thomas Klein und Johannes Kopp* (Hg.): Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht. Würzburg: Ergon.
- Balog, Andreas*, 2001: Neue Entwicklungen in der soziologischen Theorie: auf dem Weg zu einem gemeinsamen Verständnis der Grundprobleme. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Becker, Gary S., Elisabeth M. Landes und Robert T. Michael*, 1977: An Economic Analysis of Marital Instability, *Journal of Political Economy* 85: 1141–1187.
- Becker, Gary S.*, 1981: *A Treatise on the Family*. Cambridge, MA.: Cambridge University Press.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth*, 1990: Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelgesicht von Freisetzungprozessen. S. 105–134 in: *Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim* (Hg.): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ben-Porath, Yoram*, 1980: The F-Connection: Families, Friends and Firms and the Organization of Exchange, *Population Development Review* 6: 1–30.
- Berger, Peter L., und Hansfried Kellner*, 1965: Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, *Soziale Welt* 16: 220–235.
- Blossfeld, Hans-Peter, und Götz Rohwer*, 1995: *Techniques of Event History Modeling. New Approaches to Causal Analysis*. Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum Publishers.
- Bohnet, Iris*, 1997: *Kooperation und Kommunikation: eine ökonomische Analyse individueller Entscheidungen*. Tübingen: Mohr.
- Brines, Julie, und Kara Joyner*, 1999: The Ties that Bind: Principles of Cohesion in Cohabitation and Marriage, *American Sociological Review* 64: 333–355.
- Brüderl, Josef, und Frank Kalter*, 2001: The Dissolution of Marriages: The Role of Information and Marital-Specific Capital, *Journal of Mathematical Society* 25: 403–421.

- Buchmann, Marlis*, und *Manuel Eisner*, 1997a: Selbstbilder und Beziehungsideale im 20. Jahrhundert. Individualisierungsprozesse im Spiegel von Bekanntschafts- und Heiratsinseraten. S. 343–357 in: *Stefan Hradil* (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Buchmann, Marlis*, und *Manuel Eisner*, 1997b: The Transition from the Utilitarian to the Expressive Self: 1900–1992, *Poetics* 25: 157–175.
- Burkart, Günter*, 1994: Treue in Paarbeziehungen. Theoretische Aspekte, Bedeutungswandel und Milieu-Differenzierung, *Soziale Welt* 42, 489–509.
- Burkart, Günter*, 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft: eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Collins, Randall*, 1994: Four Sociological Traditions. New York: Oxford University Press.
- Diekmann, Andreas*, und *Thomas Klein*, 1993: Bestimmungsgründe des Ehescheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung mit den Daten des sozioökonomischen Panels. S. 347–371 in: *Andreas Diekmann* und *Stefan Weick* (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse. Berlin: Duncker & Humblot.
- Elster, Jon*, 1989: The Cement of Society. A Study of Social Order. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Esser, Hartmut*, 1993: Social Modernization and the Increase in the Divorce Rate, *Journal of Institutional and Theoretical Economics* 149: 252–277.
- Esser, Hartmut*, 1996: Die Definition der Situation, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 1–34.
- Esser, Hartmut*, 2001: Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 6: Sinn und Kultur. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Esser, Hartmut*, 2002: Ehekrisen, Untreue und der Anstieg der Scheidungsraten, *FORUM* (im Erscheinen).
- Etzrodt, Christian*, 2000: Alfred Schütz – Ökonom und/oder Soziologe? Eine Kritik an Hartmut Essers Interpretation der Theorie von Alfred Schütz und an seiner „Definition der Situation“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 52: 761–782.
- Fazio, Russell H.*, 1990: Multiple Processes by Which Attitudes Guide Behavior: The MODE Model as an Integrative Framework. S. 75–109 in: *Mark P. Zanna* (Hg.): *Advances in Experimental Social Psychology*. San Diego u.a.: Academic Press.
- Fehr, Ernst*, und *Simon Gächter*, 2000: Cooperation and Punishment in Public Goods Experiments, *The American Economic Review* 90: 980–994.
- Frey, Bruno S.*, 1992: Economics as a Science of Human Behavior. Towards a New Social Science Paradigm. Boston/Dordrecht/London: Kluwer Academic Publishers.
- Gottman, John M.*, 1993: A Theory of Marital Dissolution and Stability, *Journal of Family Psychology* 7: 57–75.
- Gottman, John M.*, 1994: What Predicts Divorce? The Relationship between Marital Processes and Marital Outcomes. Hillsdale, N.J., Hove und London: Lawrence Erlbaum Publishers.
- Hahn, Alois*, 1983: Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen. S. 210–232 in: *Friedhelm Neidhardt* (Hg.): *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. Sonderheft 25 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Haller, Max*, 1999: Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- Hartmann, Josef*, 1999: Soziale Einbettung und Ehestabilität. S. 233–253 in: *Thomas Klein* und *Johannes Kopp* (Hg.): *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon.
- Hartmann, Josef*, und *Nikolaus Beck*, 1999: Berufstätigkeit der Ehefrau und Ehescheidung. S. 179–201 in: *Thomas Klein* und *Johannes Kopp* (Hg.): *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon.
- Heaton, Tim B.*, 1984: Religious Homogamy and Marital Satisfaction Reconsidered, *Journal of Marriage and the Family* 46: 729–733.

- Heaton, Tim B., 1991: Time-Related Determinants of Marital Dissolution, *Journal of Marriage and the Family* 53: 904–912.
- Heimer, Carol A., und Arthur L. Stinchcombe, 1980: Love and Irrationality: It's got to be rational to love you because it makes me so happy, *Social Science Information* 19: 697–754.
- Herzer, Manfred, 1998: Ehescheidung als sozialer Prozeß. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hill, Paul B., und Johannes Kopp, 1995: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Stuttgart: Teubner.
- Hosmer, David W., und Stanley Lemeshow, 1999: Applied Survival Analysis. Regression Modeling of Time and Event Data. New York u.a.: Wiley.
- Joas, Hans, 1992: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kitson, Gay C., Karen Benson Babri und Mary Joan Roach, 1985: Who Divorces and Why. A Review, *Journal of Family Issues* 6: 255–293.
- Kitson, Gay C., und Helen J. Raschke, 1981: Divorce Reserach: What We Know; What We Need to Know, *Journal of Divorce* 4: 1–37.
- Klein, Thomas, und Johannes Kopp (Hg.), 1999: Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht. Würzburg: Ergon.
- Kopp, Johannes, 1994: Scheidung in der Bundesrepublik. Zur Erklärung des langfristigen Anstiegs der Scheidungsraten. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Kopp, Johannes (Hg.), 1997: Methodische Probleme der Familienforschung. Zu den praktischen Schwierigkeiten bei der Durchführung einer empirischen Untersuchung. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Lehrer, Evelyn L., und Carmel U. Chiswick, 1993: Religion as a Determinant of Marital Stability, *Demography* 30: 385–404.
- Lewis, Robert A., und Graham B. Spanier, 1979: Theorizing About the Quality and Stability of Marriage. S. 268–294 in: Wesley Burr et al. (Hg.): Contemporary Theories About the Family. Bd. 1. New York/London: Free Press.
- Luhmann, Niklas, 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Montgomery, James D., 1998: Toward a Role-Theoretic Conception of Embeddedness, *American Journal of Sociology* 104: 92–125.
- Nave-Herz, Rosemarie, et al., 1990: Scheidungsursachen im Wandel. Eine zeitgeschichtliche Analyse des Anstiegs der Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Nye, Frank I. (Hg.), 1982: Family Relationships. Rewards and Costs. Beverly Hills: Sage.
- Parsons, Talcott, 1937: The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers. Bd 1. New York/London: McGraw-Hill.
- Pollak, Robert A., 1985: A Transaction Cost Approach to Families and Households, *Journal of Economic Literature* 23: 581–608.
- Price, Sharon J., und Patrick C. McKenry, 1988: Divorce. Beverly Hills/London: Sage.
- Rambo, Eric H., 1999: Interests and Meaningful Purposes: Conceiving Rational Choice as Cultural Theory, *Rationality and Society* 11: 317–342.
- Raschke, Helen J., 1987: Divorce. S. 597–624 in: Martvin B. Sussman und Suzanne K. Steinmetz (Hg.): Handbook of Marriage and the Family. New York/London: Plenum Press.
- Roussell, Louis, 1980: Ehen und Ehescheidungen. Beitrag zu einer systematischen Analyse von Ehemodellen, *Familiendynamik* 5: 186–203.
- Schütz, Alfred, 1971: Gesammelte Aufsätze. Bd 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie. Den Haag: Nijhoff.
- Simon, Herbert A., 1993: Homo rationalis. Die Vernunft im menschlichen Leben. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- South, Scott J., 2001: Time-Dependent Effects of Wives' Employment on Marital Dissolution, *American Sociological Review* 66: 226–245.
- South, Scott J., und Kim M. Lloyd, 1995: Spousal Alternatives and Marital Dissolution, *American Sociological Review* 60: 21–35.
- South, Scott J., und Glenna Spitze, 1986: Determinants of Divorce Over the Marital Life Course, *American Sociological Review* 51: 583–590.

- Stocké, Volker*, 2002: Framing und Rationalität. Die Bedeutung der Informationsdarstellung für das Entscheidungsverhalten. München: Oldenbourg.
- Udry, J. Richard*, 1981: Marital Alternatives and Marital Disruption, *Journal of Marriage and the Family* 43: 889–897.
- Varese, Federico*, und *Meir Yaish*, 2000: The Importance of Being Asked: The Rescue of Jews in Nazi Europe, *Rationality and Society* 12: 307–334.
- Wagner, Michael*, 1991: Sozialstruktur und Ehestabilität. S. 359–384 in: *Karl Ulrich Mayer, Jutta Allmendinger und Johannes Huinink* (Hg.): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Weiss, Yoram*, und *Robert J. Willis*, 1997: Match Quality, New Information, and Marital Dissolution, *Journal of Labor Economics* 15: 293–329.
- White, Lynn K.*, 1990: Determinants of Divorce: A Review of Research in the Eighties, *Journal of Marriage and the Family* 52: 904–912.
- Wimmer, Andreas*, 1996: Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 401–425.

Korrespondenzanschrift: Prof. Dr. Hartmut Esser, Universität Mannheim, Fakultät für Sozialwissenschaften, Seminargebäude A5, D-68159 Mannheim
E-Mail: esser@sowi.uni-mannheim.de